

**Deutscher  
Reporterpreis  
2016**

**Die 6 nominierten Texte in  
der Kategorie  
„Beste Kulturkritik“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

	Seite
1) Löbbert, Raoul: Jesus und ich (0033)	03
2) Kix, Martina: Batmans Söhne (0622)	08
3) Huetlin, Thomas: Auch Stuckimann unter den Opfern (0952)	17
4) Gutmair, Ulrich: Der kleine Mann, dos kleine Menschele (1002)	28
5) Leppin, Jonas: Ein Jahr mit Jankowski (1202)	33
6) Kniebe, Tobias: Und das war dann dieser Sommer (1210)	56

## Jesus und ich

*Seit seinem Porträt von Benedikt XVI. ist Michael Triegel einer der bekanntesten deutschen Maler der Gegenwart. Nun hat der 46-Jährige in Köthen seine ersten Kirchenfenster vorgestellt. Das Werk verrät mehr über Künstler und Kirche, als beiden lieb sein kann*

Von Raoul Löbber, DIE ZEIT / Christ & Welt, 15.10.2015

Jetzt hat er also Kirchenfenster bemalt. Das fehlte noch im Lebenslauf. Immerhin ist Michael Triegel der bekannteste religiöse Künstler Deutschlands. Da sind Kirchenfenster im Portfolio Pflicht. Sogar den Papst, den deutschen, nicht den aus Südamerika, hat Triegel zuvor gemalt. Der nannte ihn dafür »seinen Raffael«. Das war ironisch gemeint, zeigte aber: Wer den Papst malt, wird fortan an den Großen gemessen, an Raffael und Tizian.

Und genauso malt Triegel auch: Aufwendig und realistisch wie die alten Meister verbeugt er sich tief vor dem Handwerk und vor der Tradition. Dieses Erfolgsrezept machte den 46-Jährigen so berühmt, dass er heute neben Neo Rauch der wichtigste Vertreter der hoch gehandelten Neuen Leipziger Schule ist. Die ist bekannt dafür, sich gerne mal der totalitären Symbolsprache zu bedienen, um damit etwas Neues und sehr Deutsches zu schaffen, das modern und zugleich altbekannt aussieht.

Diese Mischung aus Alt und Neu macht Triegel für die katholische Kirche interessant. Darüber hinaus hat sich keiner der zeitgenössischen Künstler bislang getraut, so demonstrativ mit dem Katholizismus zu flirten wie er. Dabei war Triegel lange nicht einmal in der Kirche. Die Taufe des Atheisten aus dem Osten, der zum Papstmaler wurde, geriet Ostern 2014 deshalb zum Medienereignis.

Und nun also die Kirchenfenster. Zu sehen sind sie dort, wo man große Kirchenkunst nicht unbedingt vermutet: in Köthen, Sachsen-Anhalt. 11,8 Prozent der Men-

schen dort sind arbeitslos. Nur noch ein Achtel der Köthener ist überhaupt in der Kirche, nur ein Drittel des Achtels ist katholisch. Gerade dort hat die Kirche gute Nachrichten bitter nötig.

In der Köthener Schlosskirche sieht die gute Nachricht auf dem Ostfenster so aus: Gelbgrau auf Blau schwebt der vom Kreuz genommene Jesus in den Armen der in Andacht versunkenen Maria. Die Frage ist nur: Kommt diese Nachricht an bei den Köthenern? Und: Was will Triegel denen eigentlich sagen?

»Ich suche eher das Geheimnis und weniger das Wort und die Klarheit«, behauptete der einmal. Dafür aber macht Triegel in Köthen bei seiner Einführung ins Werk ganz schön viele Worte. Über sein nicht weniger blaues Westfenster sagt er etwa: »Wir sehen die Aufnahme Mariens in den Himmel, die Marienkrönung durch die Trinität, flankiert von Adam und Eva ... Adam schraubt sich in der Bewegung der Figura serpentina von der ihn bindenden Erde empor und wendet sich hoffend zum Licht. Eva kniet anbetend vor der Dreifaltigkeit und wendet sich fürbittend an Maria, ihre Hände sind wie Gefäße geöffnet. Das Symbol menschlicher Schuld – der Apfel vom Baum der Erkenntnis – liegt auf dem Boden, die Sünde ist abgetan.«

Doch bevor sich die Köthener noch fragen können, was noch gleich eine verschraubte Figura serpentina war, ist der extra für die Segnung der Bilder aus Magdeburg angereiste Bischof Gerhard Feige bereits begeistert. Im Tandem mit dem Künstler interpretiert er jede Geste, jeden Schatten, jedes Detail, sogar das Wurmloch im Apfel der Erkenntnis, bis die Fenster wie seziiert unter dem bischöflichen Deutungscheinwerfer liegen und man nur noch den Tod feststellend sagen kann: Hurra, sie sind katholisch! Doch welche Form von Katholizismus wird hier an die Köthener gebracht? Was genau sagt die Kunst in der Kirche über die Kirche?

Zuerst einmal sagt sie natürlich viel über den Künstler, seine Liebe zu Regel, Form und Tradition. Jedes seiner Bilder macht diese Liebe zu einem Kommentar über die reine Lehre in der Kunstgeschichte. Wahnsinnig gelehrt, gespickt mit Zeichen, die auf Zeichen deuten, wird Kunst zum reinen Verweissystem, zur Kommunikation des lebenden Künstlers mit der ewigen Kunst. Das Publikum stört dabei nur. Eine solche Kunst genügt sich selbst. Was das für eine Kirche heißt, die sich so etwas ins Fenster hängt, hat der heißglühend katholische Schriftsteller Martin Mosbach einmal auf den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Punkt gebracht: »Man tritt zu einem Vorgang hinzu«, schwärmte der von der alten Messe, »der auch ohne einen geschieht, weil diese Liturgie sich im Ganzen als ein Hinzutreten zu etwas versteht, was ohnehin geschieht, nämlich die Liturgie des Kosmos.«

Wie Mosebach, so träumt auch Triegel scheinbar von einer Kirche ohne Menschen, einer Lehre kalt, steril und leer wie der Mars und dabei von ehrfurchtgebietender Schönheit. Diese Schönheit kann der Mensch nicht verstehen, er kann sich ihr höchstens unterwerfen. So wie Triegel sich ihr in Rom beinahe unterworfen hätte, als er, wie er einmal schrieb, ihre Totalität am eigenen Leib zu spüren bekam: »Vor dem Hochaltar von ›Il Gesù‹ hatte ich das Gefühl: Eigentlich müsstest du jetzt einen Kniefall machen – die Form zwingt dazu.«

Ist das Michael Triegels Geheimnis? Will er die vom wahren Glauben abgefallenen Köthener in die Knie oder aus der Kirche malen? Zumindest ist das der Grund, warum sich der Ratzinger-Katholizismus so gerne seine Bilder ins Fenster hängt. Doch da ist noch etwas anderes. Und dieses Geheimnis ist sogar noch offensichtlicher als der von Künstler und Kirche geteilte Traum vom Kniefall. Nur spricht dieses Geheimnis bei der Präsentation der Fenster in Köthen niemand offen aus.

Um ihm auf die Spur zu kommen, muss man nur dem Blick der Köthener folgen, zu denen Triegel in der Schlosskirche an diesem Nachmittag redet: rauf zu Maria, runter zu Triegels Ehefrau in der ersten Reihe, rauf zu Eva, runter zu Triegels Tochter gleich neben ihrer Mutter. Und schließlich rauf zu Jesus und runter zu dem Mann am Rednerpult, der im dunkelblauen Anzug und im grünen Hemd samt grüner Krawatte und grünem Einstecktuch die Gottesmutter als »Urbild der Demut, der Liebe, der Bescheidenheit und des Dienstes« bezeichnet. Ja, ganz recht: Der Jesus Christus in der Schlosskirche in Köthen trägt das fünftagebärtige Antlitz von Michael Triegel.

So viel ist an diesem Nachmittag die Rede vom Künstler als demütigem Werkzeug Gottes, und doch will es partout keiner sehen, dass dort oben in Überlebensgröße Michael Triegel als Erlöser schwebt. Nur Bischof Feige scheint etwas zu ahnen. Der predigt: »Hinter vorgehaltener Hand wurde vorhin schon kritisiert, dass Michael Triegel den Figuren auf den Fenstern optische Ähnlichkeiten zur eigenen Familie gegeben hat. In der Tat: Es sind keine idealisierten Körperhüllen, die wir hier sehen, sondern

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

der Künstler hat jene gemalt, die er selbst aus tiefstem Herzen liebt.« Und wen scheint der Künstler, folgt man dem Blick der Köthener, am meisten zu lieben? Natürlich sich selbst.

Aber vielleicht ist ja alles ganz anders. Seinem Einstecktuch zum Trotz soll Michael Triegel ein bescheidener Mann auf Gottsuche sein. Das zumindest sagen nicht nur Menschen, die ihn kennen, das sagt auch seine Kunst über ihn – zumindest die, die seine ungläubig-suchende Phase vor der Taufe dokumentiert.

Das berühmte »Abendmahl« aus dem Jahr 1994 etwa: Wie bei Leonardo da Vinci sitzt Jesus da an einem langen Tisch. Doch bei Triegel ist der Messias so allein, wie man nur an einem Tisch allein sein kann. Niemand ist da, mit dem er das Brot brechen könnte. Hinter dem Tisch ein schwarzer Vorhang. Was ist jenseits davon? Der Himmel? Die Hölle? Nichts von Bedeutung? Alles möglich. Unvermeidlich sieht man Jesus an. Doch da ist nichts, nur ein paar Quadratzentimeter leere Leinwand, denen der Betrachter am liebsten ein Gesicht geben möchte. Warum nicht das eigene? Doch zu diesem Bekenntnis war Michael Triegel 1994 noch nicht bereit.

Überhaupt Gesichter: Ständig entwischen sie Triegel unterm Pinsel und werden Karikaturen. Sein Benedikt XVI.? Aufgedunsen wie ein Hobbit nach dem Zechen. Sein Gerhard Ludwig Müller? Weiblich, weich und beunruhigend sinnlich um die Mundwinkel. Sein Wolfgang Joop (eine der wenigen säkularen Arbeiten)? Ein Geck mit Grünstich, bei dem man nur am Pelz den Modemacher erkennt. Lediglich die Porträts seiner selbst, seiner Frau und seiner Tochter Elisabeth besitzen so viel individuellen Ausdruck, dass sie aus sich heraus zu atmen scheinen. Nein, so gegenständlich, realistisch und im Stil der alten Meister Michael Triegel auch malt: Mit allem, was lebt, wächst und blüht, kann er wenig anfangen. Vielleicht ist er deshalb so fasziniert von Nietzsche und vom Katholizismus. Vielleicht malt er aus diesem Grund so gerne welke Hortensien, menschenleere Gegenden und Vögel, die aussehen, als wären sie tot aus dem Ei geschlüpft. Vielleicht ist das sein Geheimnis: Michael Triegel bekommt nur Leben in seine Bilder, wenn er sich selber malt.

Deshalb muss er kein schlechter Künstler sein. Bis zu seiner Taufe lebte seine Kunst von der Sehnsucht nach Erlösung und dem gleichzeitigen Zweifel, dass Erlösung möglich ist. 2008 umgab Triegel etwa bereits in »Am Kreuz« den schwebenden

Jesus mit zweifelnd glotzenden Holzfiguren. In »Kreuzigung« aus dem Jahr 2001 hängte er gar ein Stück Papier über sein Gesicht, so als wolle er verhindern, dass Jesus ihn von der Leinwand ansieht.

Aus Form, Regel und Tradition auf der einen sowie dem Zweifel auf der anderen Seite bezog die Kunst von Michael Triegel lange ihre Spannung. Doch diese Spannung ist verschwunden. An ihre Stelle traten Unterwerfung und Identifikation. Aus diesem Grund hat der Jesus in Köthen ein Gesicht – das Gesicht von Michael Triegel.

Kurz vor jener Osternacht, in der sich Triegel taufen ließ, schrieb er den Essay »Rom sehen und sterben, Goethe auf den Lippen, Dionysos im Herzen«. Darin heißt es: »Ich versuche, mit dem Motiv der Kreuzigung Jesu oder durch die Darstellung der Todesqualen unterschiedlicher christlicher, aber auch antiker Märtyrer dem Tod jenen Sinn abzuringen, den er für mich selbst, der ich kein Christ bin, nicht hat.« Heute ist Michael Triegel Christ. Der Tod hat nun endlich einen Sinn für ihn. Nur passierte damit dem Künstler Triegel das Schlimmste, was einem Künstler überhaupt passieren kann: Er fand, wonach er sich so lange verzehrte. Was kann danach überhaupt noch kommen?

## Batmans Söhne

*Jahrelang wurden sechs Brüder von ihrem Vater in einer New Yorker Wohnung eingesperrt. Ihr einziger Kontakt zur Außenwelt waren Filme. Durch eine Dokumentation über ihr Schicksal wurden sie selbst zu Stars. Wie kommen sie in einer Welt klar, die ihnen völlig fremd ist?*

Von Martina Kix, NEON, 01.02.2016

Ein großes Messer in der rechten Hand, die Maske des Serienmörders Michael Myers vor dem Gesicht: Mukunda Angulo, 21, geht mit schnellen Schritten durch die Dunkelheit von New York City. Vorbei an Hochhäusern, hupenden gelben Taxis und Leuten mit Einkaufstüten. An jedem anderen Tag würde bei diesem Anblick wohl sofort jemand die Polizei rufen, aber es ist der 31. Oktober: »Halloween! Heute kannst du sein, wer du sein willst!«, ruft Mukunda, lacht laut und schaut in den Himmel. Halloween ist für Mukunda ein Feiertag wie Weihnachten oder Independence Day. Als Kind fürchtete er sich sehr vor der Horrorfigur Myers, aber er war auch fasziniert davon, dass in den Filmen der »Halloween«-Reihe die Gesetze des Alltags und des Establishments außer Kraft gesetzt wurden. Der amerikanische Albtraum. Alles ist möglich. Auch das Schlimmste. An Halloween verwandeln sich die Straßen in einen Laufsteg für Mörder, Geister und Hexen. Und die Verrückten und Außenseiter sind plötzlich die Normalen.

Noch vor wenigen Jahren beobachtete Mukunda die Menschen in ihren bunten Verkleidungen aus der Ferne. Er drückte die Nase gegen die Fensterscheibe im 16. Stock eines Sozialwohnungskomplexes in der Lower East Side. Die Entfernung zwischen seinem Zimmer und dem Straßenalltag schien ihm unüberwindbar. »Wenn man in einem Apartment eingesperrt ist, lebt man nicht gern in der Wirklichkeit«, sagt Mukunda, »sondern schafft sich eine Fantasiewelt.« Im Herbst 2015 aber ist er mittendrin, ist Teil des HalloweenUmzugs, der Fantasie und Realität verbindet. Ein



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Geist schreit. Ein ScheißhaufenEmoji winkt. Daenerys Targaryen, die Drachennutter aus der Fantasyserie »Game of Thrones«, grinst sexy und Catwoman huscht durch die Nacht.

Mukunda hat sich an Premieren gewöhnen müssen, seit er sich 2010 aus der Gefangenschaft befreite. Tag für Tag arbeitet er daran, sich der Angst vor unbekanntem Situationen zu stellen. Er fuhr zum ersten Mal U-Bahn, stand Körper an Körper mit Hunderten schwitzenden, schlechtgelaunten Menschen in einer Metallkapsel, die mit knapp neunzig Stundenkilometern durch die Tunnel unter Manhattan raste. Er lernte fremde Codes und neue Ausdrücke wie »Google it ...«, bestellte zum ersten Mal in einem Restaurant, ohne zu wissen, dass er dafür bezahlen muss. Und nun ist er zum ersten Mal beim Halloweenumzug in Manhattan dabei. Das ist auch überfordernd. Plötzlich blickt sich Mukunda nach seinem Bruder Jagadisa um, der sich Eddie nennt und als Jason aus »Freitag der 13.« unterwegs ist: Axt, Latzhose, Sack über dem Kopf. »Wir müssen zusammenbleiben.« Jede Minute in der Masse empfinden die Brüder als Sieg über die Angst vor der Welt, die ihnen von Kindheit an beigebracht wurde. »Wir müssen das noch etwas aushalten.« Als der Umzug wenig später die nächste Kreuzung erreicht, biegt Mukunda ab und zieht sich die selbst gemachte Maske vom Gesicht, damit er frei atmen kann. »Großartig!«, sagt er und macht sich auf den Weg zurück in die Wohnung, in der er seine Kindheit verbrachte. Die Wohnung, die Komfort und Horrorzone zugleich ist.

Vierzehn Jahre lang existierte im südlichen Manhattan eine Diktatur, ohne dass die Welt davon Notiz genommen hätte. Aber eine Diktatur definiert sich nicht über die Größe des Territoriums, sondern darüber, dass es einen Führer gibt und Untertanen, die die vom ihm gesetzten Regeln nicht hinterfragen. Weil er die Macht hat. Weil das immer so war. In der Vierzimmerwohnung im 16. Stock, 154 Broome Street, bestimmte Oscar Angulo, ein Althippie und Trinker, wie die Familie zu leben hatte: seine Frau Susanne und die Kinder, Visnu, 25, Bhagavan, 24, die Zwillinge Narayana und Govinda, 23, Mukunda, 21, Krsna, nein, Glenn, 19, und Jagadisa, nein, Eddie, 17. Die Familie verließ die Wohnung nur, wenn der Vater es erlaubte. Manchmal zehnmal im Jahr. In einem Jahr sind sie gar nicht rausgegangen. Oscar ist der HareKrishna-Bewegung verbunden. Genau wie viele Sektenführer wollte er mit seiner Frau viele

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kinder zeugen, seinen eigenen Stamm. Den Kindern gab Oscar Namen aus dem indischen Sanskrit.

Die hundert Quadratmeter große Wohnung war für die Geschwister Gefängnis, Kindergarten, Schule und Spielplatz. Sie hatten keine Freunde, mit denen sie im Park spielen konnten, keinen Fußballverein oder Gitarrenunterricht, keine sozialen Netzwerke. Immer wenn sie der Wirklichkeit entfliehen wollten, machten die Brüder das, was sogenannte normale Menschen tun, wenn sie nach einem langen Tag im Büro abschalten wollen: Sie schauten sich einen Film an. »Wir haben über 5000 Filme gesehen«, sagt Mukunda, der über ein enzyklopädisches Kinowissen verfügt. Ein Satz, den man oft hört, wenn man mit den Brüdern unterwegs ist: »Wie im Film.«

Gerade weil ihre Vorstellungen vom Leben überwiegend auf Hollywoodfilmen basieren, erschien es den Brüdern logisch, dass sie ihre Geschichte mit der Filmemacherin Crystal Moselle teilten, die die preisgekrönte Dokumentation »The Wolfpack« produzierte. Der Film über die Filmfans aus dem 16. Stock hat diese berühmt gemacht. Aus der Isolation traten sie ins Scheinwerferlicht und auf den roten Teppich. Und immer wenn sie bei einem Filmfestival auf der Bühne stehen, stehen diese Fragen im Raum: Wie kann es sein, dass Kinder, die fast ohne Kontakt zur Außenwelt aufwuchsen, zu solch eloquenten Männern geworden sind? Braucht der Mensch andere Menschen, um zum Menschen zu werden? Und was für Werte nimmt man eigentlich mit, wenn man von Batman erzogen wird?

Mukunda hat eine Woche lang das Apartment dekoriert, damit nichts daran erinnert, was hier früher passiert ist. »Ich will mich in der Wohnung wie in einem Garten fühlen«, sagt er. Er hat Heuballen und Laub auf dem Boden verteilt, sodass es bei jedem Schritt raschelt. Halloween 2015 ist etwas Besonderes, weil Mukunda und seine Brüder zum ersten Mal Freunde in die Wohnung eingeladen haben. Auch neu ist, dass nicht alle Brüder an Halloween zusammen sind – ihrem Feiertag. Narayana ist mit Mutter Susanne auf dem DOK Filmfestival in Leipzig unterwegs, Bhagavan, der Älteste, ist bei einem Tanzworkshop in Paris. Und Vater Oscar, der nicht im Gefängnis gelandet ist, sondern weiterhin mit seiner Frau in der Wohnung lebt, haben sie für eine Nacht vor die Tür gesetzt. »Für mich ist das so ein Highschoolmoment, die Eltern sind nicht da, und man schmeißt eine riesige Party, zu der man zu viele Leute

einlädt«, sagt Mukunda.

Die Wohnung sieht aus wie ein Horrorfilmmuseum: Dicke Spinnweben und Skelette hängen im Flur. Eddie hat drei unterschiedliche Kostüme vorbereitet, aus Jason Voorhees wird Freddy Krueger und später ein kreischender Geist. Auch Govinda ist da, der als Vincent Vega geht und seine Freundin Isabella im Arm hält. An den Wänden hängen Filmplakate, die das Wolfpack gebastelt hat: »Carrie«, »Nightmare – Mörderische Träume«, »Halloween«. Die Gäste sind aufgeregt. Einer ist als Jesus verkleidet, eine Frau als Discokugel. Sie lachen, sie trinken Bier, essen Gummimäuse. Einer sagt: »Kann es einen gruseligeren Ort geben, um Halloween zu feiern, als die Wohnung vom Wolfpack?«

Die Deko kommt aus einer Zeit, als in der Wohnung andere Regeln galten. Als die Brüder das Wohnzimmer nicht betreten und sich nicht die Haare schneiden durften. Gnadenlose Routine: Von morgens neun Uhr bis zum Nachmittag um vier Uhr unterrichtete Susanne ihre Söhne in Mathe, Englisch oder was auf dem Lehrplan stand. »Unser Vater hat vorgegeben, wann wir uns in welchem Raum aufhalten durften«, erzählt Mukunda. Was genau den Vater um und antreibt, ist schwer zu sagen, im Dokumentarfilm zeigen ihn HomeVideoAufnahmen oft mit einem Drink in der Hand. Er sagt: »Ich kontrolliere jeden.« Eine Interviewanfrage von NEON lehnte Oscar Angulo ab. Die Söhne vermuten, dass er Angst vor der fremden Welt da draußen hatte und nicht wollte, dass die Nachbarn merken, dass so viele Kinder in der Wohnung leben. Der Vater stellte einen Stuhl gegen die Tür, damit er sofort hören konnte, wenn jemand versucht hätte, das Apartment zu verlassen. Auch seine Frau durfte nicht aus der Wohnung. Für sie waren die Regeln noch härter, sie durfte noch seltener raus, und wenn sie dann mal draußen war, verbot Oscar ihr, fremden Männern die Hand zu geben. Seine Angst übertrug sich auf die Kinder. Obwohl die Tür nicht abgeschlossen war, waren sie lange Zeit zu ängstlich, um die Wohnung zu verlassen. An schlimmen Tagen schaltete der Vater sogar den Fernseher aus.

Um der Monotonie und der Enge zu entkommen, machten die Brüder die Wohnung zu einem Filmset. Nach der Oscarverleihung veranstalteten sie zum Beispiel Mottotage, guckten alle Filme, die in einer Kategorie nominiert waren. Mal war »Bester Schnitt«Tag, mal ging es um das »Beste Kostüm«. Die WolfpackMitglieder

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

betrieben BingeWatching, bevor das Wort erfunden wurde. Aber während wir durch das Dauerglotzen versuchen, dem Chaos und Lärm zu entfliehen, war es für sie ein Mittel, um mit der Welt in Kontakt zu treten.

Die Brüder bastelten Kostüme und Kulissen aus Papier und Klebeband. »Es gab keine Bäume in unserer Wohnung, also habe ich mir welche gemalt und gefaltet. So fühlte es sich realer an«, sagt Mukunda. Je älter die Jungs wurden, desto weiter bauten sie ihre Fantasiewelt aus: Mit Papier, Stiften und Klebeband bastelte Mukunda etwa das Schwert aus dem Film »Herr der Ringe«. Das war der erste Blockbuster, den sie in der Wohnung nachstellten. Später machten sie IndoorRemakes von »Pulp Fiction« und »No Country for Old Men«, bastelten Pistolen aus Pappe und Alufolie, malten sich Bärte ins Gesicht und spielten Tarantinos »Reservoir Dogs« nach. Sechs Gangster, die nach einem Juwelenraub übereinander herfallen. In dem kahlen Wohnzimmer schrien sie sich an: »You put that fucking gun down now!« Die Dialoge sitzen. Sie hatten ja genug Zeit, um den Text zu üben. »Das Auswendiglernen hat mein Gehirn gerettet«, meint Mukunda. Die Filme waren nicht nur ein Tor zur Außenwelt, sondern gaben Mukunda auch die Kraft zur Rebellion. Er hat so viele Superhelden und Happy Ends und Special Effects gesehen, dass er irgendwann den Respekt vor Grenzen und Regeln verlieren musste. Der Film, der alles veränderte, war: »The Dark Knight«. Batman. »Als ich den Film gesehen habe, wusste ich: Alles ist möglich«, erzählt Mukunda.

Hört man die Geschichte des Wolfpacks zum ersten Mal, fragt man sich für einen kurzen Augenblick: Ist das wahr? Oder ein InternetHoax?

Unvorstellbar, dass sich eine Familie aus unserer hypervernetzten Gesellschaft ausklinkt, dass Kinder in der Isolation aufwachsen, mitten in New York. Wer die Familiengeschichte verstehen will, muss mit Susanne sprechen, der Frau mit den grauen Augen und dem warmen Lachen, der Wolfsmutter. Sie ist mit ihren Söhnen unterwegs, die jetzt Stars sind. Wenn man sie bei einem Filmfestival trifft, fällt auf, wie routiniert sie ihre Geschichte erzählt.

Susanne war Mitte zwanzig und reiste nach Machu Picchu in Peru. Dort verliebte sie sich in Oscar Angulo. Sie war ein Neohippie mit langen Haaren, er war ein schöner Andenbewohner mit braunen Augen. »Die beste Zeit meines Lebens«, sagt Susanne, »Oscar hatte etwas Magisches, ich war fasziniert von ihm.« Beide hatten

das Gefühl, als seien sie auf einer Wellenlänge, als seien sie etwas ganz Besonderes. Sie heirateten, reisten mit einem Auto durch den Mittleren Westen der USA und bekamen ihr erstes Kind, das an einer Behinderung leidet. Das junge Ehepaar träumte davon, nach Schweden oder in die Schweiz auszuwandern, weil sie glaubten, dass das Leben dort besser sei. Am Montag, den 20. Mai 1996, bezogen sie die Sozialwohnung in New York, in der die Familie bis heute wohnt. Am Rande von Manhattan bekommt die Anonymität und Abgefuckedheit der Großstadt ein Gesicht. Kahle, braune Hochhäuser, 22 Etagen. Auf der nahen Williamsburg Bridge fahren Menschen in Autos und silbergrauen Zügen von A nach B, in den Sozialsilos leben Menschen, für die der American Dream nicht erreichbar ist. Einen Block weiter sitzen Hipster in Bars und trinken Craft Beer.

»Wir wollten nie in New York bleiben. Die Stadt ist zu groß, zu gefährlich«, sagt Susanne. Sie selbst ist in Indiana aufgewachsen und hat in Wäldern und Kornfeldern gespielt. »Ich wollte, dass meine Kinder den Wind in ihren Haaren spüren. Aber es kam anders«, sagt sie. Als die ältesten Kinder Visnu und Bhagavan ins Schulalter kamen, beschlossen Oscar und Susanne, sie zu Hause zu unterrichten. »Ich wollte nicht, dass meine Kinder auf öffentliche Schulen gehen müssen«, sagt sie und ist noch heute davon überzeugt, dass das die richtige Entscheidung war. Die Kinder sollten kein Teil des Systems werden – kein Internet, kein Konsum, kein Konkurrenzdenken. Susanne und die Kinder saßen manchmal am Fenster und blickten auf die Skyline und stellten sich dann gemeinsam vor, die Wolkenkratzer wären die Gipfel der Anden. Die Brüder erlebten die Natur nur durch die Geschichten ihrer Mutter. Man glaubt Susanne, dass sie versucht hat, ihren Söhnen all die Liebe zu schenken, die unter diesen Umständen möglich war. »Ich hatte keine Kontrolle darüber, was in der Wohnung passierte«, sagt Susanne. Es klingt wie eine Entschuldigung. Und vermutlich ist es auch so gemeint. Aber irgendwie hält sie an Oscar, dem Mann mit den braunen Augen, fest. Noch immer sind sie verheiratet, noch immer trägt sie den goldenen Ring, den er ihr schenkte: »Wenn ich denken würde, alles hätte anders verlaufen sollen, dann negiere ich mein Leben«, sagt sie.

»Dass meine Mutter Oscar nicht verlassen hat, spricht dafür, dass sie etwas in ihm sieht, was wir nicht mehr sehen können«, sagt Mukunda, der seit sechs Jahren

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

nicht mehr mit seinem Vater spricht. Einige Tage nach der Party steht er an der Ecke Broadway und 4th Street – und ist nur einer von vielen Studenten. Dunkelblaue Jeans, schwarzes Hemd, schwarze Wildlederschuhe, schwarze lange Haare zum Zopf gebunden. Er hat gerade eine Vorlesung an der New York University besucht. Eine Dozentin hat ihm erlaubt, sich heimlich einmal in ihren Filmkurs zu setzen. Eine Collegeausbildung kann er sich im Moment nicht leisten. Plötzlich bleibt ein Mädchen stehen, reißt den Mund auf und ruft: »Bist du nicht der aus der Dokumentation?« Sie verhält sich, als hätte sie gerade Ryan Gosling oder Leonardo DiCaprio getroffen. Mukunda antwortet gelassen: »Ja, der bin ich.« Das Mädchen macht ein Selfie mit ihm, Mukunda grinst in die Kamera. Er hat Routine darin und ist Aufmerksamkeit gewohnt. Seine HomemadeHorrorfilmposter, die MichaelMyersMaske und das BatmanKostüm wurden in der Galerie von Jeffrey Deitch in SoHo ausgestellt. Zur Eröffnung kamen Hipster und Stars und Spike Jonze, einer von Mukundas Lieblingsregisseuren. Die New Yorker finden es cool, sich mit dem Wolfpack zu zeigen. Die sind mit ihrem LateEighties Style, der gleichzeitig aus der Zeit gefallen und irgendwie edgy ist, hipper als viele Künstler. »The Wolfpack« hat uns so viele Türen geöffnet«, sagt Mukunda, der Werner Herzog, David O. Russell und William Friedkin getroffen hat.

»Bist du okay?«, fragt das Mädchen, nachdem es sein Foto hat. »Warum sollte ich nicht okay sein?«, fragt Mukunda. Die beiden verabschieden sich. Mukunda hat sich daran gewöhnt, dass ganz New York City seine Geschichte kennt, »obwohl wir nie in dieser Welt gelebt haben«.

Alles änderte sich am 23. Januar 2010, als Mukunda, damals fünfzehn, den Bann des Vaters für immer brach. Um 9.30 Uhr verlässt der Vater die Wohnung, um Brot und Käse einzukaufen. Mukunda umarmt seine Mutter und verabschiedet sich von seinen Brüdern. Dann drückt er die Türklinke herunter und öffnet die braune Tür. »Mein Herz hat so krass geklopft«, sagt Mukunda heute. An jenem Samstag vor fast sechs Jahren setzt Mukunda die MichaelMyersMaske auf, weil er nicht will, dass sein Vater ihn auf der Straße erkennt. Mukunda geht zum ersten Mal allein und völlig planlos durch die Straßen von New York City, besucht eine Bank und einen Supermarkt. Bis jemand die Polizei ruft. »Woher kommst du? Wer bist du?«, fragen

ihn die Polizisten und legen ihm Handschellen an. Mukunda schweigt, wie er es von seinem Vater gelernt hat. Dann fährt ihn ein Notarztwagen ins Krankenhaus, weil die Polizisten eine psychische Störung vermuten. »Ich fühlte mich wie im Film«, erinnert Mukunda sich später.

Mukunda wurde nach wenigen Tagen zurück zu seinen Eltern gebracht. Danach, so erzählen es Mukunda und Susanne, überprüften die Behörden die Familie und konnten keine Besonderheiten feststellen. Den Eltern wurde nahegelegt, dass sie die drei jüngsten Kinder zur Therapie schicken sollten. Weil die Behörden der Schweigepflicht unterliegen, kann man die Aussagen nicht überprüfen. Mukunda brach seine Therapie ab. Martin Guggenheim, Professor für Familienrecht an der New York University, meinte zu dem Fall in der »New York Times«, es sei eine bizarre Erziehungspraxis, aber kein Gesetz schreibe vor, dass Kinder regelmäßig an die frische Luft müssten.

Wenn die Brüder nach einer Filmvorführung mit Sonnenbrillen auf die Bühne treten, klatschen die Leute. Minutenlang. Und man hofft, dass der Applaus so klingt, wie es sich das Wolfpack während all der Privatvorstellungen in diesem düsteren 16. Stock vorgestellt hat. Nicht alle Familienmitglieder gehen so ungezwungen mit der Öffentlichkeit um wie Mukunda. »Für die Leute ist das ein Film, für mich war das Realität, und das ist noch nicht allzu lang her«, sagt Narayana. Und man kann natürlich die Frage stellen, ob es gesund ist, wenn man regelmäßig mit einer traumatischen Vergangenheit konfrontiert wird. Der Dokumentarfilm zeigt das Wolfpack aber nicht als Opfer oder Anschauungsobjekte, sondern als Helden – Menschen, die ihre Welt nach ihren Ideen gestalten und zu denen das Publikum deshalb aufschaut. Und ist es nicht irgendwie beruhigend, dass aus den Jungs, die vor allem »Reservoir Dogs« geguckt haben (»You kill anybody?« – »A few cops.« – »No real people?« – »Just cops.«), ganz normale Typen geworden sind?

Und jetzt? Cut. Musik. Epilog: Govinda und Narayana sind kürzlich aus der Wohnung ausgezogen. Govinda wohnt jetzt in einer WG in Brooklyn und hilft bei Filmproduktionen aus. Narayana arbeitet als Umweltaktivist und Bhagavan als Tanzlehrer am HipHop Dance Conservatory in Manhattan. Eddie und Glenn wollen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

eine Rockband gründen. Mukunda hat seinen ersten Kurzfilm gedreht und möchte bald bei einem Kameraverleih arbeiten. »Ich hätte nie gedacht, dass unsere Geschichte um die Welt geht. Ich dachte immer, unsere Geschichte sei ziemlich langweilig«, sagt Susanne. Ihr Traum ist es immer noch, New York City hinter sich zu lassen. Mukunda sagt: »Die Zeiten, in denen mein Vater uns kontrolliert hat, die sind vorbei. Wir reisen durch die Welt, gehen auf Dates und drehen eigene Filme.« Dann muss er los, er hat noch was vor: mit Freunden Filme schauen, wie ein normaler New Yorker.



## Auch Stuckimann unter den Opfern

*Dem Schriftsteller Benjamin von Stuckrad-Barre gelingt mit seinem Memoir "Panikherz" eine brillante Erzählung über die Obsessionen unserer westlichen Kultur.*

Von Thomas Huetlin, DER SPIEGEL /16/2016

Berlin, Grill Royal, ein Sommerabend, die Geburtstagsfeier eines Freundes. Benjamin von Stuckrad-Barre, der einer der Gäste ist, kommt an. Es ist eher ein Auftritt als ein Ankommen.

Er trägt einen weißen Anzug, er hat das größte und teuerste Geschenk. Er erzählt, dass es ihm super gehe. Er lebe jetzt in Los Angeles, im Chateau Marmont, dem legendären Hotel am Sunset Boulevard. Die Adresse der A-Liga von Hollywood.

Dann erzählt er, dass er gerade den alten Beatles-Song „I Saw Her Standing There“ so oft höre. Paul McCartney habe den einmal bei einem Konzert von Billy Joel im New Yorker Shea Stadion gespielt.

Ach. Wirklich?

Ja, Billy habe Paul angerufen und ihm gesagt, komm doch vorbei. Da sei Paul aber schon in der Luft gewesen, raus aus New York in seinem Learjet. „Dann dreh eben um“, habe Billy ihn gebeten. Und Paul ließ den Flieger wenden und stand dann mit Billy auf der Bühne für einen Song. Paul, Billy, Learjets, die in der Luft merkwürdige Manöver veranstalten, um einem Freund und natürlich 50000 Zuschauern einen Gefallen zu tun.

Das ist eine Welt, über die Stuckrad-Barre gerne spricht. Diese Welt zieht ihn an. Er möchte Teil von ihr sein. Und sein Auftritt heute Abend in Berlins schickstem Lokal ist einer, mit dem Billy und Paul zufrieden wären. Denn hier stürmt jemand auf die Berlin-Mitte-Bühne, mit dem es das Leben gut zu meinen scheint, einer, der wirkt, als habe er keinerlei Probleme damit, gut zu sich selbst zu sein. Ein sonniger Narziss.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„Und dann entdeckte ich das Kotzen, Magersucht wurde Bulimie. Irgendwann in so einer Attacke wird dann alles egal. Man sitzt und kotzt im Wechsel. Im Verlauf eines solchen Anfalls sinkt man auch jedes Mal tiefer ins Klo, man möchte am liebsten ganz darin verschwinden, das Spülwasser kühlt angenehm den erhitzten Kopf“, schreibt Stuckrad-Barre in seinem Buch „Panikherz“, das am Donnerstag erscheint.

Stuckrad-Barre ist einer der talentiertesten Autoren des Landes und wohl auch einer der bestbezahlten, aber auf den 576 Seiten dieses Buches entblößt er sich, beschreibt seine Kokainsucht, seine Magersucht, seine Aufenthalte in Entzugskliniken. Der vermeintliche Erfolgsmensch zeigt das Röntgenbild seiner geplagten Seele.

Aber warum? Stuckrad-Barre verdient viel Geld als Reporter beim Springer Verlag. Er schrieb früher mal Gags für Harald Schmidt, er schrieb mit Helmut Dietl das Drehbuch zu dessen letzten Film, er schreibt Songs mit Udo Lindenberg. Er ist ein begnadeter Reporter. Sein letztes Buch „Auch Deutsche unter den Opfern“ erhielt wunderbare Kritiken. Und jetzt das: Stuckrad-Barre als einer, der sich so sehr hasst, dass er über Jahre versuchte, sich abzuschaffen. Auch Stuckrad-Barre unter den Opfern? „Panikherz“ erzählt von einem Mann, der selbst sein größtes Opfer ist.

Im Moment lebt Stuckrad-Barre im Hamburger Hotel „Atlantic“, sein Held Udo Lindenberg wohnt dort schon seit Jahrzehnten. „Panikherz“ handelt auch von Stuckrad-Barres Verehrung für Lindenberg, inzwischen darf er sogar seine Menthol-Zigaretten in Lindenberg's Humidor im Raucherzimmer des „Atlantic“ lagern. Stuckrad-Barre hat ein Gespür für Symbolik. Im Grill Royal in Berlin ist es ein Messingschild an der Bar, auf dem „Stucki“ geschrieben steht. Stuckrad-Barre wirft einen weißen Schal auf eines der roten Chesterfield-Sofas im Raucherzimmer. „So einen Schal habe ich dem Helmut geschenkt“, sagt er. Helmut Dietl. Auf Seite 547 steht, dass der Schal von Hermès ist und 360 Euro gekostet hat. „Freili ist des scheißsteuer“, sagt Dietl in Stuckrad-Barres Buch. „Aber gut is‘ scho‘aa.“

Man erschrickt, wenn Stuckrad-Barre diesen Schal ablegt, man sieht dann, wie dünn sein Oberkörper ist, ungesund dünn.

Aber warum das alles öffentlich machen?

„Ich kann nicht Fiction schreiben“, sagt Stuckrad-Barre. „Ich lese ungern Fiction, das interessiert mich irgendwie nie. Deshalb habe ich relativ früh angefangen zu beschreiben, was mit mir ist. Mich selbst als Abräumhalde zu benutzen. Relativ 1:1“.

Er habe dieses Buch seit 15 Jahren schreiben wollen, erzählt er. Aber immer sei etwas dazwischen gekommen. Bei einem Versuch 2006 in Italien habe er sofort wieder so einen Heißhunger auf Drogen und das asoziale Leben bekommen, dass er im Nu wieder dabei war.

„Panikherz“ ist kein Roman, sondern ein Memoir und dennoch viel mehr als nur der Offenbarungseid eines Extrembegabten. Das Buch liest sich wie ein Roman über einen fallenden Helden unserer Zeit. Es handelt von einem Mann, der die Oberflächen liebt, den Glanz, den Ruhm, das Geld, den Pop, die Mode, die Drogen, das Schöne. Von einem, der unbedingt dorthin will, wo er „das Licht“ vermutet. Und verdammt hart dafür arbeitet, um in diese Höhen zu gelangen.

Eines Helden, der sich diese Oberflächenwelt einverleibt und der es nicht genießen kann. Der immer mehr braucht. Mehr Ruhm. Mehr Helden. Mehr Bret Easton Ellis. Mehr Harald Schmidt. Mehr Udo Lindenberg. Mehr Helmut Dietl. Mehr Geld. Mehr Drogen. Und der aus dem Licht immer tiefer hineingetrieben wird in die Finsternis. Ein Entwicklungsroman über die Strahlkraft der Popkultur und die Leere, die sich dahinter verbirgt. Der davon erzählt, wie Angst, Rausch, Übelkeit, Panik immer größer werden. Ein Entwicklungs-Roman ins Nichts. Ein Krankenbericht der Generation Golf.

Stuckrad-Barre aber verfügt über die Erzählfkraft, diese existenzielle Oberflächlichkeit genau und intensiv und grotesk zu beschreiben. Die Gnadenlosigkeit seines Humors und die Härte, mit der er die Welt um sich herum katalogisiert, wendet sich auch gegen sein erzählerisches Ich. „Ich gehörte in die Bahnstufskneipe, dort sahen alle aus wie ich und hatten auch dieselben Interessen: Bitte einmal Vollrausch, mein Vermögen habe ich hier in Münzform in meiner ausgestreckten Hand, nehmen Sie sich, meine Hände zittern zu sehr, um selbst die paar traurigen Kröten zu zählen, die auch nur noch von hier bis zur Wand reichen. Aber diese Wand wollen wir bitte so schnell und so berauscht, wie mit dieser Summe möglich, erreichen“.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es ist eine Welt fast ohne normale Menschen, die Stuckrad-Barre beschreibt, ohne Frauen sowieso. Der Ich-Erzähler verwendet all sein Talent und seine Energie darauf, seinen Helden nahezukommen. Dietl wird sein enger Freund und Vertrauter, aber der größte Held des Starsuchers ist Udo Lindenberg. Der Erzähler ist eine Art Superfan, der alle Lindenberg-Songs auswendig kann. Der Udo-Kosmos aus Nordsee-, Reeperbahn- und Desperado-Romantik ist für ihn die bessere Welt, es ist die Welt, die wirklich zählt.

Dummerweise ist das auch ein Pfad ins Verderben. „Udos Werk und Auftritte empfand ich von Beginn an als Werbung für den Rausch als solchen, Rausch als Spaß und Selbstzweck, Rausch aber auch als Protest, als Haltung“, schreibt Stuckrad-Barre.

Lindenberg ist es auch, der das Verfassen von „Panikherz“ erst ermöglichte. Er hatte Stuckrad-Barre eingeladen, mit nach Los Angeles zu kommen, ein wenig Urlaub zu machen im Chateau Marmont. Raus aus dem grauen Berlin, weg von der trüben Stimmung, hin in die Leichtigkeit des kalifornischen Seins. „Ich sollte einfach hier bleiben, bis der Winter in mir vorüber ist. Bisschen auf Vorrat Sonne einsammeln, hm, Stuckimann“, sagt Lindenberg zu ihm.

Erst in diesem seltsam fröhlich-melancholischem Licht von Los Angeles traut sich Stuckrad-Barre von seinem Selbsterstörungstrip zu erzählen, von seiner Flucht vor den Eltern, vor der verordneten Demut der evangelischen Pfarrerrfamilie, vor der Stille, vor sich selbst.

Die Selbstentäußerung, das Anbeten der Helden trägt durchaus religiöse Züge. Das Superfantum schenkt ihm Sinn und Richtung im Leben, manchmal sogar eine bewusste, spirituelle Transzendenz. An diesem Nachmittag im Atlantic, zwischen vielen doppelten Espressi und noch mehr Menthol-Marlboros, fasst sich Stuckrad-Barre gelegentlich ans Herz, wenn er von Lindenberg spricht. Es gehe ihm da, sagt er, wie Amerikanern, sobald die Nationalhymne gespielt werde.

So überspannt, neurotisch, aber auch lustig Stuckrad-Barre heutzutage ist, so vernünftig und ernst, scheint seine Kindheit gewesen zu sein, die er in „Panikherz“ beschreibt. Ein protestantisches Pfarrhaus in einer Kleinstadt zwischen Hamburg und Bremen, die Eltern Ökos aus dem Bildungsbürgertum. Es wird Wert gelegt auf klassi-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sche Musik und darauf, die Not zu lindern in der Dritten Welt. Zum Frühstück werden Sprüche aus der Bibel zitiert, die Stuckrad-Barre als „Showstopper und Extrem-downer“ fürchtet.

Er beneidet ausgerechnet diejenigen, die von seinen Eltern als „Spießer“ belächelt werden. Dort gibt es Cola und Nutella, Tennisunterricht und Markenkleidung. Die Spießer-Mütter verbringen viel Zeit beim Friseur und bedienen ansonsten ihre Kinder. Die Spießer-Väter sind selten da und rauchen, und den Sommer verbringen die Spießerfamilien im Pauschalurlaub am Mittelmeer und nicht in den Bergen, wo der Pfarrersohn mit seinen drei Geschwistern wandern muss.

Es quält ihn, Vererbtes, Geflicktes und Selbstgestricktes zu tragen. Die Klassenschönheit, eine blonde Architektentochter, verachtet ihn. Er schämt sich wegen seiner Eltern, mag die ständigen Ermahnungen, Gutes zu tun, nicht mehr hören. Dosen für Afrika werfen, Eier auf Löffeln gegen das Wettrüsten balancieren, Luftballons gegen Atomendlager steigen lassen. „Die Helfer rochen alle unterm Arm und aus dem Mund“, schreibt Stuckrad-Barre. „Und im Gemisch mit Bohnerwachs und Erbsensuppendampf wabert dieses säuerliche Hilfsbereitschaftsodeur durch alle Gemeindehäuser.“

Stuckrad-Barre ist zwölf Jahre alt, als er zum ersten Mal Udo Lindenberg hört. Sein Bruder hat ihm eine alte Platte auf Kasette aufgenommen. Ein Erweckungserlebnis. „Dieser Udo Lindenberg, das merkte ich sofort, der ist unser Freund. Der kämpft für uns, der ist Vorbild, Leitstern, der hat recht“.

In Wahrheit ist die gute Zeit Lindenegs Ende der Achtziger lange vorbei. Hut, Sonnenbrille, die nervkumpelige Ey-Du-Sprache – er ist auf dem Weg zur Witzfigur, populär vor allem noch in der dahinbröselnden DDR, ein musikalisches Care-Paket für die Provinz. Die blonde Architektentochter in der Schule gibt ihr Geld längst für HipHop aus. Stuckrad-Barre will nichts davon wissen. Er hört die Lindenberg-Cassette, bis das Band reißt.

In der Schule bei den Mädchen bleibt Stuckrad-Barre ein Außenseiter, trotzdem schenkt ihm die Welt des Pop jetzt einen Zugang zum Schatz des coolen Wissens. Er schafft es, dass eine Punkband aus der Region, die Bates, bei der Abiturfeier auftreten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schließlich gibt ihm der Sänger der Band vor dem versammelten Jahrgang noch ein Upgrade der besonderen Art.

„Das ist für Benny, Glückwunsch zum Abi, Alter“. Er ist jetzt Jemand. Er ist der Typ, den die Bates als Freund ansprechen. Mensch, Alter.

Einmal auf der Spur, nimmt Stuckrad- Barre Fahrt auf. Er wird Journalist in Hamburg, aber es reicht ihm bald nicht mehr, seine Helden zu treffen und dann ein paar Zeilen über sie zu verfassen. Er möchte ihnen viel näher sein, deshalb setzt er seinen Charme, seinen Witz ein, damit sie erkennen, wie wichtig er für sie sein kann. Er geht jetzt fast strategisch vor, immer auf der Suche, wie er schreibt, nach einer undichten Stelle in einem Organismus, in den man sich reinschlawinern kann.

Erst arbeitet er für den Moderator Friedrich Küppersbusch, dann bei Harald Schmidt, dem Sniper des deutschen Fernsehens. Stuckrad-Barre wird einer seiner Haupt-Gagschreiber. Menschen, lernt Stuckrad, sind Material. Größtmögliche Rücksichtslosigkeit, das ist das Diktum von Schmidt. Stuckrad-Barre wird einer von Schmidts Paradekillern. Nebenbei schreibt er seinen ersten Roman: „Soloalbum“. Das Buch macht ihn nun selbst berühmt. Mädchen schicken ihm Nacktfotos, seine Lesereisen gleichen den Tourneen eines Rockstars.

Die Beschleunigung seines Aufstiegs lässt ihn immer ruheloser werden. Nervosität ist jetzt sein Dauerzustand, dazu die Angst, dem allgegenwärtigen Besichtigtwerten nicht zu genügen. Er findet sich zu dick, isst wochenlang nur Sauerkraut. Das große Kotzen beginnt. „Hundert Prozent Lesesaalauslastung, ein Prozent Fett- das ist das Glück“, schreibt er.

Es ergeben sich neue Möglichkeiten. Während einer Buchmesse zieht er auf der Toilette des Hotels Frankfurter Hof Kokain mit dem amerikanischen Schriftsteller Bret Easton Ellis, seinem größten literarischen Idol. Ellis ist, was Stuckrad-Barre gerne wäre – ein vollendeter Kältetechniker der Popkultur. Ein König des eingefrorenen Gefühls.

Kokain ist die Droge dafür. Totale Ich- Bezogenheit paart sich mit einem kompletten Desinteresse für andere Menschen, sogar die engen Freunde werden nur noch nach dem Nutzen für das eigene Ego abgetastet – das ist die gute Zeit auf Kokain. Die

schlechte ist das Runterkommen. Das miese Gewissen, die Panik. Und natürlich die Paranoia, dass selbst die guten Freunde vor allem darauf aus sind, einem schaden zu wollen. Der einzige Ausweg: noch mehr Kokain. Noch mehr Kälte. Noch mehr Paranoia. Noch mehr weißes Pulver.

Koksen, kotzen, koksen, kotzen, so geht das über Jahre. Vorschüsse werden kassiert, tausende von vollgeschriebenen Zetteln von Wohnung zu Wohnung geschleppt. Veröffentlicht wird wenig, auf Kokain schreibt sich nicht gut. Der Laptop wird zur Drogenzerkleinerungsunterlage, die Behausungen bleiben kahl, ohne Möbel, ohne Lampen. Weihnachten verbringt Stuckrad-Barre allein. Der Dealer ist sein einziger Gast. Das Menu: irgendwas aus einer braunen McDonalds-Tüte.

Er beginnt Therapien. In Privatkliniken am Chiemsee erst, im Schwarzwald. Er wird rückfällig. „Der Sucht ist der Abstieg völlig egal“, erzählt Stuckrad-Barre jetzt im Atlantic. „Die Sucht sagt: Wenn du kein Geld mehr hast, ist mir das Wurst, ich bin die Sucht, da leihst du dir was. Wenn du dir nichts mehr leihen kannst, gehst du in die Bars an der Reeperbahn, wo alle Leute Drogen nehmen, nimm deren Drogen. Die Sucht sagt nicht, oh, wir sind auf Null, weil Geld zu Ende. Die Sucht sagt: Wir gehen weiter.“

Es dämmt bereits, als Udo Lindenberg den Raucherraum des Atlantic betritt. Lindenberg lebt vor allem nachts, er ist gerade aufgestanden und auf der Suche nach einer Zigarre. Er trägt seine Udo-Uniform, frackähnlicher Mantel, Hut, Sonnenbrille, beugt sich zum Humidor herunter und murmelt, er suche die von Fidel oder Che, aber zur Not nehme er auch die von Churchill.

Lindenberg greift sich zwei Zigarren, dann setzt er sich zu Stuckimann. Sie reden über Lindenegs neues Album, das nächsten Monat erscheinen soll, und den Porsche, in dem sie neulich nach einer langen Nacht im Studio von der Polizei gestoppt wurden. Jungs, habe Lindenberg zu den Polizisten gesagt, fahrt ihr das Ding ins Atlantic. Stuckimann und ich gehen zu Fuß.

Stuckrad-Barre entspannt sich. Er redet lieber über seinen großen Helden und dessen Autos, als über sein Buch und sich selbst. Lindenberg, das merkt man, respek-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

tiert Stuckrad-Barre nicht nur, er scheint ihn wirklich zu mögen. „Er ist“, sagt Lindenberg, „ein großer Inspirator“.

Es war Anfang der Nullerjahre, als die beiden sich besser kennenlernten. Damals befand sich Lindenberg immer noch in seinem Tief, hatte fast jedes Interesse an der Musik, sich selbst und an der Welt verloren, er redete wie sein eigener Parodist und soff an der Bar des Atlantic die Nächte weg.

Jemand hatte die Idee, dass Lindenberg mit einem Sonderzug nach Magdeburg fahren und dort eine „Mauer des Frusts“ aus Styropor durchbrechen sollte. Lindenberg war alles egal, auch die ganzen Schlaumeier-Journalisten, die mitgekommen waren, um ihn zu verhöhnen, nur einer nicht: Stuckrad-Barre, der auf dieser Reise vor lauter Kokain nicht mehr geradeaus gucken konnte und einen Halt suchte. Ausgerechnet Lindenberg war seine letzte Ausfahrtmöglichkeit auf der Autobahn zur Hölle. Stuckrad-Barre deklamierte Dutzende von Lindenberg Songs, dazu erklärte er den Drüberstehjournalisten, dass Lindenberg größer als Mick Jagger sei, echter Rock'n'Roll. Niemand nahm ihn ernst. Er wirkte wie ein irrer Stalker, kurz bevor der Mann mit der Beruhigungsspritze kommt.

„Einen Bruder im Geiste“ habe er damals erkannt, sagt Lindenberg an diesem Nachmittag. „Ich stehe auf angenehm Verrückte. Normalität fällt nicht in unseren Zuständigkeitsbereich. Er war ein bisschen speedy unterwegs. Bisschen auf Schleuderkurs. Aber das kann jedem mal passieren“.

Lindenberg brachte damals nach der Zugfahrt Stuckrad-Barre zu seinem Arzt. Eine dritte Entziehungskur begann.

Für Lindenberg jedenfalls hat sich dieser Einsatz gelohnt. „Er hat mir aus dem Matsch geholfen“, sagt er jetzt. Stuckrad-Barre hatte ihm Mitte der Nullerjahre geraten, zurückzukehren zu seinem musikalischen Kern. Die Musik befreien von zu viel Zucker, zu viel Bizeps, zu viel Schrott. Stattdessen: Mut. Na ja, und dann war es auch so, dass sich Lindenberg selbst einen großen „Dröhner“ nannte.

Stuckrad-Barre wohnte im Hotel Prem damals, nicht mal einen Kilometer vom Atlantic entfernt. Täglich hängte er Lindenberg zur Aufmunterung eine schmale Krawatte an dessen Zimmertür, Nummer 212, dazu ein Zettel mit der Aufschrift:



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„Eine Schmale gegen die breiten Zeiten“. Lindenberg damals war ziemlich drauf, Stuckrad-Barre hatte bei Zara gleich eine große Tüte voll mit Krawatten gekauft. Die Krawattentherapie wirkte: „Stark wie Zwei“, Lindenbergs Album aus dem Jahr 2008 war seine beste Arbeit seit einem Vierteljahrhundert. Ein überragendes Comeback.

Seltsamerweise erzählt Stuckrad-Barre von diesem Teil der Geschichte nichts in seinem Buch. Vielleicht weil sie nicht passt. Stuckrad-Barres Erzählperspektive ist ja die eines rücksichtslos ironischen Angebers und Büßers, der von Lindenberg, wie von einem Märchenonkel, gerettet wird. Lindenberg, das merkt man an diesem Nachmittag, ist dieses Ungleichgewicht zu seinen Gunsten ein bisschen peinlich, und er scheint froh zu sein, die Sache in die Balance rücken zu können.

Lindenberg verabschiedet sich. Er will heute Nacht nach Amsterdam fahren. Stuckrad-Barre muss noch Texte von Udos neuer Platte Korrekturlesen und sagt, dass er nach über 40 Jahren endlich die Interpunktion auf dem „Planeten Lindenberg“ eingeführt habe. Er spricht davon, dass es für einen Egozentriker wie ihn angenehm sei auf diesem Planeten zu leben, voll einzusteigen auf dem „Panikdampfer“, weil dies gleichzeitig bedeute, dass er dann „Ferien von sich selbst“ habe.

In seinem Zimmer hängen zwei Laufausrüstungen zum Trocknen. Jeden Tag läuft Stuckrad-Barre dreimal um die Alster. Einmal morgens zwei Runden allein und dann eine Runde mit Lindenberg nachts um drei Uhr.

Ferien von sich selbst, das ist das, was Stuckrad-Barre beim Laufen erlebt, und er erlebte das auch, als er das Buch in Los Angeles schrieb. „Mich gab es gar nicht mehr, da war alles Buch“, sagt Stuckrad-Barre. In L.A., dieser Welt der Künstlichkeit und der Fälschungen, findet er im Schreiben, in der Kunst Klarheit und Versöhnung mit sich selbst. Er schafft einen Erzähler, der in seinem Ringen um Größe immer weiter zerfällt und schließlich von einem gerettet wird, der selbst dringend Hilfe braucht.

Es ist, wenn man sich einige Biografien aus der Geschichte des Pop ansieht, eine klassische Erzählung. Mit dem Unterschied nur, dass sie bei Stuckrad-Barre fürs erste gut auszugehen scheint. Andere wie Amy Winehouse oder Kurt Cobain hatten nicht so

viel Massel. Vielleicht auch, weil man in einem Buch die Dinge besser erzählen und zu sich finden kann, als in den knappen Zeilen eines Popsongs.

Vor der Reise nach Los Angeles, erzählt Stuckrad-Barre, hätten ihn Depressionen geplagt. Die Geburt seines Sohnes habe bei ihm das Gefühl verstärkt, nicht mehr schreiben zu können, ein Verstummen habe sich in ihm ausgebreitet. Er hielt wie viele Ego-Artisten die Kleinfamilie nicht aus. Sein Umzug in eine Wohnung unweit von Frau und Kind, habe alles noch schlimmer gemacht. Ein Apartment mit Tisch, Stuhl, Bett, Büchern und ihm selbst. Mit der Stille seien die Panikattacken gekommen. „Man hat das Gefühl, dass der Körper zu klein ist für das, was drinnen ist. Das Gefühl, man muss jetzt vom Balkon springen.“ Manchmal habe er gedacht, nur dieses Buch noch schreiben, das musst du noch tun, schon, weil sich dann die Nachrufe besser lesen.

Stuckrad-Barre wurde vor kurzem 41. Er hat seit Jahren kein Kokain und keinen Alkohol mehr angerührt, er trinkt doppelten Espresso und zum Runterkommen Kamillentee, aber weil das alles nur bedingt hilft, braucht er nach wie vor Drogen, nicht vom Dealer, sondern vom Arzt. Jeden Abend zwei Schlafmittel, um nachts Ruhe zu finden. Antidepressiva, um durch den Tag zu kommen. Laufen und Schreiben sind die einzigen Medikamente, die er sich selbst verordnen kann.

„Ich fühle mich unwohl, irgendwo anzukommen“, sagt Stuckrad-Barre. „Ich kann schlecht wohnen. Ich langweile mich wahnsinnig schnell. Auch mit mir selbst“.

Was wird geschehen, wenn „Panikherz“ erscheint und viele Menschen sein Inneres entdecken ? Was wird aus dieser Abräumhalde namens Ich? Gibt es ein Leben nach der Adoleszenz, das die Beschreibung lohnt? Das nächste große Ereignis in unserem Leben wird unser Tod sein, schreibt Stuckrad-Barre in seinem Buch über sich und das in die Jahre gekommene Publikum eines Konzertes von Noel Gallagher, dem ehemaligen Chef von Oasis.

Das ist verrückt. Zwischen der Liebe zu Oasis und dem Tod liegt jene Zeit, die man das Leben nennt. Eigentlich. Vorausgesetzt, man verlangt von seinem Leben nicht, dass es dahinrast wie ein endloser Kokainrausch.

Draußen auf dem Gang vor seinem Zimmer fragt ein Kellner, ob Stuckrad-Barre schon einmal die Karte für das Frühstück morgen haben wolle.

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„Auf gar keinen Fall“, sagt Stuckrad- Barre.

## Der kleine Mann, dos kleine Menschele

*In der Krisenzeit um 1930 machten Hans Fallada und Ilja Ehrenburg „kleine Leute“ zu Protagonisten großer Romane. Angesichts ihrer Ohnmacht bleibt ihnen nur subversiver Witz*

Von Ulrich Gutmair, die tageszeitung, 12.07.2016

Der „kleine Mann“, das sind immer die anderen. Da ist der „kleine Mann“ ganz Kleinbürger. „Die Halbsatten sind diejenigen, die oft noch mehr hungern als alle anderen, die es aber nicht zugeben wollen. Es sind die miserabel ‚Bessergestellten‘, die Angestellten, Handwerker, Beamten, Ladenbesitzer usw., III. Klasse Nichtraucher, die davon nichts wissen wollen, dass sie die Schlechtergestellten sind.“ Das beobachtete Joachim Schumacher 1936, und wenn man über die gegenwärtigen Erfolge des Rechtspopulismus spricht, sollte man sich diese Erkenntnis vergegenwärtigen.

Hans Falladas „kleiner Mann“ bildet die Ausnahme von dieser Regel. Der Autor schaute nicht von oben herab auf seine kleinen Leute. Der große Erfolg seines Romans „Kleiner Mann – was nun?“ zeigte, dass es Fallada gelungen war, die Ohnmachtserfahrungen vieler Menschen in den Krisenjahren nach 1929 in Worte zu fassen.

Eben ist Falladas Weltbestseller erstmals in der Originalfassung erschienen. Sie ist gut ein Viertel länger als die Version aus dem Jahr 1932. Einige größere Passagen, aber auch manche Details wurden wohl aus Rücksichtnahme auf die angespannte politische Lage am Vorabend der Machtübernahme durch die NSDAP aus dem Manuskript getilgt.

„Mit uns kleinen Leuten machen sie, was sie wollen“, sagt Johannes Pinneberg schon auf Seite drei. Johannes Pinneberg und seine Frau Lämmchen, eben Eltern

geworden, versuchen sich durchzuschlagen. Er, als Konfektionist bei einem großen Berliner Warenhaus angestellt, wird unter dem brutalen Druck neu eingeführter Verkaufquoten immer mutloser: „Er war ein Garnichts. Zeugnisse nützen nichts, Tüchtigkeit nützt nichts, anständig aussehen nützt nichts, Demut nützt nichts.“

Seine Arbeit hat kaum die Familie ernährt, nun wird Pinneberg auch noch arbeitslos, wie so viele andere. Als einer von vielen, als „Mikrobe“ sieht er sich auch: „Ach, er ist ja einer von Millionen, Minister halten Reden an ihn, ermahnen ihn, Entbehrungen auf sich zu nehmen, Opfer zu bringen, deutsch zu fühlen, sein Geld auf die Sparkasse zu tragen und die staaterhaltende Partei zu wählen. Er tut es, und er tut es nicht, je nachdem, aber er glaubt denen nichts.“

Fallada hatte ein gutes Gespür für Mentalität und Psychologie seiner Figuren, die er mit großer Empathie beschreibt, vielleicht, weil er selbst einer von den kleinen Leuten war. Nach einem Gefängnisaufenthalt und Drogenentzug wieder auf die Beine gekommen, trat er in die SPD ein und fand Anstellung beim Rowohlt Verlag. Der junge Familienvater kaufte auf Abzahlung ein kleines Einfamilienhaus in Neuenhagen bei Berlin. Doch schon drohte der Absturz.

Aufgrund der Weltwirtschaftskrise wurde Rowohlts Hausbank zahlungsunfähig. Fallada wurde im September 1931 gekündigt, der Verlag konnte ausstehende Honorare nicht mehr zahlen. Einen guten Monat später begann der hoch verschuldete Schriftsteller mit dem Schreiben an seinem Roman „Kleiner Mann – was nun?“, den er innerhalb von vier Monaten beendete.

Seine Protagonisten erwarten von „denen da oben“ nichts, und sie haben recht damit: Man kann vieles über die „kleinen Leute“ sagen, aber dumm sind sie nicht. Das deutsche Bürgertum interessiert sich nicht für sie, (wenn es sie nicht verachtet), und ist schon dabei, mit den Nazis gemeinsame Sache zu machen. Johannes und Lämmchen Pinneberg stehen stellvertretend für die beiden großen sozialen Gruppen, die man gemeinhin zu den „kleinen Leuten“ zählt. Lämmchen ist die Tochter eines klassenbewussten Arbeiters. Sie lässt sich die Zuversicht nicht nehmen und sympathisiert mit den Kommunisten. Lämmchen, das ist das deutsche Proletariat.

In Johannes Pinneberg wiederum sehen wir uns einer Figur gegenüber, über die man nicht mehr spricht, obwohl sich der Diskurs von 1968 ff. so ausführlich mit ihr beschäftigt hat: Es ist die Figur des deutschen Kleinbürgers, dessen Mentalität so universell geworden ist, dass sie den Diskursrahmen setzt und solchermaßen unsichtbar geworden ist. Das Kleinbürgertum hat 1932 seine starke Stellung längst verloren, nur die alte Abhängigkeit, erst von den Feudalherren, dann vom Bürgertum, nun von den Konzernen, ist seinen Nachfolgern geblieben.

Der Kleinbürger ist Angestellter geworden, in der Krise verliert er seine Zukunft: „Es ist ganz umsonst, dass man denkt, ein neues helleres, sonnigeres Leben fängt an, es geht immer so weiter, wie bisher“, verzweifelt Johannes Pinneberg. Er und seine Frau Lämmchen versuchen sich Selbstachtung und Würde nicht nehmen zu lassen, auch wenn sie nun in einer Gartenlaube vor der Stadt leben müssen, weil das Geld für eine Wohnung nicht mehr reicht. „Ach, man müsste eine richtige große Wut kriegen, alles in den Klump schlagen, nicht nur diesen feigen kleinen Hass.“ Pinneberg ahnt, dass große Wut allein nicht reicht. Was nun?

## **Nazi wird er nicht**

Bei Menschen wie Pinneberg, die für einfache Antworten zu klug sind, richtet sich der Zorn nach innen. Typisch für den Kleinbürger, jenen Angehörigen der schwankenden, verhinderten, aber auch „experimentellen Klasse“ (Enzensberger), diesen Menschen mit biegsamem Ich, dessen Wesenskern laut Marx der Widerspruch ist. Fallada porträtiert seinen Pinneberg als Sohn eines schwachen Vaters und einer starken Mutter. „Pinneberg ist weich, wenn sie auf ihn drücken, verliert er die Form, er geht auseinander, er ist nichts, Brei.“ Johannes Pinneberg schwankt hin und her, aber eins weiß er: Nazi wird er nicht.

„Ist man etwas dumm, dann geht man zu den Nazis und glaubt, irgendwas würde dadurch anders, wenn man die Juden totschießt“, denkt Pinneberg. Ist man dagegen „gläubig und viel widerstandsfähiger“ und traut sich zu wehren, wie Pinnebergs Frau Lämmchen, dann geht man zur KPD „und versucht es anders“, schreibt Fallada.

Doch die KPD analysierte weder die politische Lage richtig, noch stellte sie rechtzeitig den Kampf gegen die „Sozialfaschisten“ von der SPD ein. „Die

Regierungsparteien und die Sozialdemokratie haben Hab und Gut, Leben und Existenz des werktätigen deutschen Volkes meistbietend an die Imperialisten des Auslands verkauft“, hieß es in der „Programmerklärung zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes“ der KPD von 1930.

Lauterbach, einer der Kollegen Pinnebergs, ist Nazi. Lauterbach „war teutsch, zuverlässig, ein Feind der Juden, Finanzämter, Welschen, Reparationen, Sozis und der KPD“. Außerdem hat Lauterbach „einen Horror, eine wahre Angst vor Frauen“. Es ist erstaunlich, wie schnell man eine Liste zusammenbekommt, die ins Heute passt: Der Rechtspopulist ist teutsch, zuverlässig, ein Feind der Muslime, Finanzämter, EU, Brüsseler Bürokratie, Sozis und linksversifften 68ern. Und natürlich ist er gegen den Genderwahn.

Der staatlich organisierte Hass auf das Elend ist es, der Pinneberg am Ende kaputtmacht. Die Polizei verjagt ihn aus der Friedrichstraße: „Heruntergestoßen haben sie mich vom Bürgersteig.“ Pinneberg ist einer von denen geworden, deren bürgerliche Rechte außer Kraft gesetzt werden können, weil man sie nur noch als gefährlich, asozial, unnütz kategorisiert.

Das ist eine Erfahrung, die Lasik Roitschwantz ständig macht. Ilja Ehrenburgs Roman „Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz“ erschien 1928 im russischen Original in Berlin und noch im selben Jahr auf Deutsch beim Rhein-Verlag. Vor Kurzem wurde er in der Originalübersetzung von Waldemar Jollos in der „Anderen Bibliothek“ wiederveröffentlicht.

Roitschwantz, ein jüdischer Schneider aus der weißrussischen Stadt Homel, wird durch die bösertige Denunziation einer Sowjetbürgerin aus seinem kleinbürgerlichen Leben katapultiert. Eine Odyssee durch Europa und seine Gefängnisse beginnt. Roitschwantz ist das jüdische Pendant des „kleinen Manns“, er ist „dos kleine Menschele“, der moderne Nachfolger einer archetypischen Figur der jiddischen Literatur. Zugleich trägt er als Eingesperrter, Flüchtender, Umherschweifender die Signatur seines Jahrhunderts.

Last but not least ermöglicht Roitschwantz seinem Autor den satirischen Blick auf die moderne Welt. Roitschwantz gerät immer wieder in Schwierigkeiten, weil die

Verhältnisse gar nichts anderes zulassen, aber auch, weil er zu vorwitzig ist: Roitschwanz fällt seiner Gewohnheit zum Opfer, „nachzudenken, über was man besser überhaupt nicht denkt“.

## **Kein Gott im Himmel**

Dieser am talmudischen Denken geschulte jüdische Trickster durchschaut die philosophisch verbrämte Rohheit deutscher Patrioten genauso wie die Absurditäten der neuen sowjetischen Gesellschaftsordnung und ihre Verachtung des einzelnen Menschen: „Sie meinen, wenn man einen Menschen tötet und ihm dann ein jammerndes Siegel aufdrückt, als wäre er kein lebender Leichnam, sondern das Einmaleins einer wunderbaren Zukunft, dass dann Blut aufhört, Blut zu sein?“

Erst nach der Lektüre des „Roitschwanz“ fällt auf, dass Religion in Falladas „Kleinem Mann“ vollkommen abwesend ist. Sie ist für die Pinnebergs und die anderen Figuren offenbar so unwichtig, dass sie nicht einmal erwähnt wird. Auch Roitschwanz ist ein moderner Mensch, Gott im Himmel hält er für ausgemachten Schwindel. Aber kritisieren kann er die aus ihrem Glücksversprechen resultierenden menschenverachtenden Auswüchse der Moderne doch nur in Bezugnahme auf die alte jüdische Ethik, der das Leben eines Einzelnen so viel wert ist wie die ganze Menschheit.

Eine wesentliche Erfahrung des „kleinen Manns“ Pinneberg aber kennt auch das „kleine Menschele“ Roitschwanz nur zu gut: „Wir sind Blätter, und ringsum wütet der Sturm.“

Hans Fallada: „Kleiner Mann – was nun?“ Ungekürzte Neuausgabe. Aufbau, Berlin 2016, 557 Seiten, 22,95 Euro

Ilja Ehrenburg: „Das bewegte Leben des Lasik Roitschwanz“. Die Andere Bibliothek, Berlin 2016, 408 Seiten, 42 Euro



## Ein Jahr mit Jankowski

*Fortsetzungs-Reportage in 16 Teilen über den Performance-Künstler Christian Jankowski, der 2016 die Manifesta 11 in Zürich kuratierte.*

Von Jonas Leppin, Kultur SPIEGEL & Monopol-Magazin, 2015 bis 2016

### **Folge I - Der Künstler Christian Jankowski kuratiert die Biennale "Manifesta 11". Diesmal trifft er Zunftmeister.**

*Was bisher geschah: ++ Jankowski wurde zum Leiter der Biennale "Manifesta 11" ernannt ++ Kritiker erwarten, dass er mit der Kunstaussstellung in Zürich provoziert ++ Jankowski stellt ein Team zusammen ++ Er eröffnet ein Büro in der Schweiz ++ Jetzt sucht er Verbündete ++ Bis zur Eröffnung bleiben ihm 467 Tage.*

Ein Nobelhotel mit goldfarbenen Treppengeländern in Zürich, Innenstadt. Es ist zwölf Uhr mittags, gleich das erste Glas Weißwein für Christian Jankowski. Er, der Konzeptkünstler, Performer, 46 Jahre alt, neuer Kurator der Manifesta, will die Zürcher Zünfte auf ihrem Jahrestreffen für sich gewinnen.

Die Handwerksvereinigungen seien die Illuminaten der Stadt, sagt jemand in der Lobby. Da trinkt er lieber mal einen mit. An einer gedeckten Tafel lassen die grauen Herren sich Rotwein einschenken. "Du hast 20 Minuten", sagt seine Begleitung. "Der Wissensstand ist bei null", sagt ein Zunftmeister.

Jankowski sitzt am Kopf des Tisches, weißes ungebügeltes Hemd, schwarzer Pullunder. Er erhebt sich. "Vielen Dank für die Einladung", sagt er, lächelt unsicher. Er will von der Manifesta erzählen, muss aber bei sich anfangen: Wer ist er denn? Ein Künstler, bekannt für provokante Inszenierungen, mit Professur in Stuttgart, Wohnsitz Berlin. Jankowski hat ein Buch dabei, hält es hoch, "Casting Jesus" steht drauf. Es dokumentiert, wie er mit realen Vatikan-Mitarbeitern mal den idealen Jesus suchte. Schweigen.

Dann zur Manifesta, eines der wichtigsten Kunstfestivals. Sie findet alle zwei Jahre statt, zieht von Stadt zu Stadt, im Sommer 2016 ist sie 100 Tage in Zürich. Das Motto: Berufe und Arbeit. Also, was Menschen für Geld tun, sagt Jankowski.

Einer sagt etwas auf Schweizerdeutsch. Alle lachen. "Was?", fragt Jankowski. Genug über Kunst geredet

"Was wollen Sie genau von uns?", fragt ein grauer Herr. Jankowski spricht, er gestikuliert. Berufsgruppen sollen Künstlern begegnen, sie sollen ihnen Zürich zeigen, die Begegnung sei das Kunstprojekt. Die Zunftmeister, diese traditionellen Berufsnetzwerker, sie sollen der Türöffner sein. Und Jankowski hat die Hoffnung, dass Kunst auch einem Laienpublikum zugänglich wird. Vom Wasserballett der Feuerwehr sagt er noch nichts.

Genug über Kunst geredet, finden die grauen Herren. Ein Mann gibt Jankowski seine Visitenkarte. Mit der Straßenbahn fährt Jankowski zurück ins Büro. Dort warten seine Assistentin Maria, genannt Mascha, und John, sein Schreiber und Berater, über den die meisten im Büro noch nicht viel wissen. In der Straßenbahn lehnt Jankowski den Kopf an das Fenster. Das Jesus-Projekt gleich zu Beginn, "war das richtig so?", fragt er. Jankowski grübelt. Er weiß, was bei einer großen Kunstaussstellung noch alles passieren kann: Streit im Team, verletzte Künstlerseelen, verständnislose Politiker. Aber wer den Vatikan überzeugt, überzeugt auch Zürich.

## **Folge II - Der Fluch des Geldes: Der Steuerprüfer kommt, und Jankowski denkt an eine "Manifesta"-Suppenküche.**

Treffen in einem Hinterhaus in Berlin, Alt-Treptow. Das Atelier von Christian Jankowski liegt im ersten Stock. Im Hof: ein Sandkasten, ein Gummipferd, Rasenfetzen. Es ist der erste richtige Frühlingstag. Um Punkt zehn Uhr morgens stand ein Mann von der Steuerprüfung vor der Tür.

"Ein ganz korrekter Typ", sagt Jankowski später und erzählt: Der Mann läuft durch das großzügige Loft mit offener Küche und Hängematte. Vorbei an Bücherregalen, Aktenordnern. Er schaut in die Schränke. In der Mitte des Raumes liegen auf einem Holztisch Abrechnungen.

Dem Steuerprüfer ist vieles suspekt. Jankowski erklärt, dass die Lampen an der Decke keine Lampen sind, sondern eine Performance aus Mexiko. Auch der Teppich ist ein Kunstwerk.

Jankowski ist jetzt 46 Jahre alt. Er war Stipendiat, Kellner, Barmann. Seit er 32 ist, kann er von seiner Kunst leben. Aber die Kunstszene ist grundsätzlich ein schwieriger Ort, um abzurechnen. Wenn bei einem Projekt die Finanzierung kompliziert wird, bezahlt Jankowski einen Fotografen auch schon mal mit einem signierten Bild. Geld ist oft weg, als Thema ist es immer da.

In Zürich haben seine Mitarbeiter gerade das Problem, dass die Schweiz so teuer ist, dass sie sich kaum das Mittagessen leisten können. Jankowski zündet sich eine Zigarette an. Er läuft durch das Atelier: "Wir könnten Rezepte von prominenten Köchen sammeln, eine mobile Suppenküche aufbauen, Unternehmen anfragen."

So läuft das. Jankowski feuert Ideen raus. Irgendwer schreibt sie dann auf. Die Grenzen zwischen Organisation, Performance und Geldnot sind fließend.

Kochen mit Biolek

Für die Kunstaussstellung hat Jankowski erst mal eine Wohnung am Rand von Zürich angemietet, damit wenigstens die Übernachtung geklärt ist. Im Berliner Hinterhaus wird im Erdgeschoss gerade ein Raum für die "Manifesta 11" umgebaut. Gestern war Jankowski wegen alledem bei der Schweizer Botschaft. "Sie waren überrascht, als wir nach finanzieller Unterstützung fragten", sagt Jankowski.

Bleibt die Steuerprüfung. Jankowski organisiert sein Leben gerade neu: zwischen Berlin und Zürich. Wie soll er erklären, was er macht? Einmal habe er seine private Küche ausgebaut, um woanders mit Alfred Biolek zu kochen, sagt Jankowski. "Das ist dann eine Performance." Der Mann von der Steuer war damit zufrieden. Er kennt Biolek.

**Folge III - Die Nacht ist mit ihm: Jankowski tanzt auf der "Art Cologne" und merkt nicht, wie die Menschen ihn beobachten.**

Ein früher Donnerstagabend auf der "Art Cologne" in Köln, und Jankowski ist gleich bei einem Galeristen und einem Whiskey hängen geblieben. An den Messeständen gedämpfte Lautstärke, Männer in bunten Anzügen, Frauen mit großen Brillen. Auf drei Etagen gibt es solide Kunst zu kaufen: Bilder, Skulpturen, Fotografien. Es sei die letzte große Kunstmesse in Deutschland, sagt jemand.

Jankowski läuft zum Ausgang. Er hält sich an einer Klarsichtfolie fest, darin ein Timetable: Morgen hat er einen Talk zur "Manifesta". Was ist heute der Plan? Erst zu einer Ausstellungseröffnung, dann in den Kölnischen Kunstverein, dann ein Abendessen des Kunstmagazins "Monopol". Jankowski lädt im Taxi sein Handy auf. "Ich habe Lust", sagt er.

Etwas hat sich verändert. Als Leiter der "Manifesta 11" ist Jankowski unter den Künstlern, Galeristen, Kuratoren ein wenig berühmter geworden. Leute rufen: "Wir freuen uns auf Zürich" oder "Ich beneide dich nicht. Das ist richtig viel Arbeit." Auf der Ausstellung strahlen ihn ein paar junge Frauen an. Jankowski bemerkt das gar nicht. Mit Zigarette und Kölsch geht es zu Fuß weiter zum Kunstverein. Am Rudolfplatz bittet ein Mann ihn um ein Foto.

## Großer-Junge-Charme

Auf der Wiese vor dem Kunstverein wird gegrillt. Für Zürich muss Jankowski bald die ersten Künstler vorstellen. Vorher versucht er noch, möglichst viel Kunst zu sehen. Jankowski läuft durch die Räume, er scannt Arbeiten, blättert hastig durch ein Buch, setzt sich kurz in einen Kinosaal. Als ihm die Schlange vor einem Raum zu lang ist, läuft er raus und schaut durch das Fenster. Dazwischen Gesprächsfetzen: Woher kennen wir uns? Wo sehen wir uns gleich? Auf dem "Monopol"-Dinner, klar!

Jankowski ist kein kauziger Künstler, er kann Menschen für sich einnehmen. Er versprüht diesen Großer-Junge-Charme, der noch wichtig werden kann. Beim "Monopol"-Dinner sitzt er zwei Frauen gegenüber und spielt sofort Berufe-Raten. Das ist immer sein Trick: Er hört kurz zu und spinnt daraus eine Idee oder ein Spiel. Dabei wirkt er ständig abgelenkt und konzentriert zugleich. Zum Schluss sagt eine der Frauen: "Eigentlich sollten wir zusammenarbeiten, Christian." Jankowski lächelt. Später steht er auf und sagt in die Runde: "Lasst uns tanzen gehen." Sie laufen zu

einem Klub. Drinnen reicht ihm irgendjemand einen Drink. Aus dem Keller hört er den Bass. Jankowski geht die Treppe hinunter und verschwindet im blauen Licht der Tanzfläche.

## **Folge IV – Hundesalon und Hundeelend: In Zürich treffen die ersten Künstler auf ihre Gastgeber.**

Ein Montagmorgen, Christian Jankowski steht in der Zürcher Innenstadt vor einem Hundesalon und wartet auf den belgischen Konzeptkünstler Guillaume Bijl. Heute geht es um die Kernidee der Manifesta: Künstler lassen sich von lokalen Gastgebern ihre Arbeitswelt zeigen. Blind Date zwischen Profession und Kunst sozusagen. Raus aus der Routine. So wünscht sich das Jankowski.

Bei den Paarungen soll es klicken oder krachen, sagt er. Es soll etwas entstehen und das Ergebnis ausgestellt werden. Bijl wünscht sich eine Hundefriseurin. Aber jetzt sagt er am Handy erst mal, dass er verschlafen hat. Jankowski plant um.

Mit der Straßenbahn fährt er zum nächsten Aufeinandertreffen. Ein spanischer Künstler hat sich einen Drohnen-Forscher ausgesucht. Jankowski bringt sie an einem Konferenztisch zusammen. Links der Forscher, rechts der Künstler. "Hier sind wir also", sagt Jankowski. Beide schauen skeptisch. "Tada!", sagt Jankowski und macht eine ausladende Handbewegung.

This or nothing?

"Was ist Ihre Vision?", fragt der Forscher. Der Künstler malt einen schwarzen Quader auf ein Papier. "Magst du es?", fragt der Künstler. Der Forscher malt ebenfalls ein schwarzen Quader auf ein Papier. "Ich mag die Einfachheit", sagt der Forscher. Daumen nach oben. "Das geht ja fast zu einfach", sagt Jankowski.

Dann wird es kompliziert. Beide überlegen, ob sie daraus zusammen eine Installation mit Drohnen für die Manifesta machen. Vor allem geht es um Geld für Arbeitskräfte und Material. Der Forscher nennt eine Summe. Es ist etwa ein Drittel des Manifesta-Budgets für Künstler. "Vielleicht finden wir einen Kompromiss", sagt Jankowski. Der Forscher wirkt nicht wie jemand, der Kompromisse macht. Der Künstler tippt auf die Zeichnung. "This or nothing?", fragt Jankowski. Der Künstler

steckt seinen Block ein. Auf der Rückfahrt zum Hundesalon sagt Jankowski: "Die Künstler dürfen nicht schon mit einem fertigen Konzept kommen."

Im Salon sitzt Guillaume Bijl inzwischen mit der Hundefriseurin zusammen. Sie haben sich gegenseitig gegooogelt. Sie weiß, dass er auf der Documenta ausgestellt hat. Er weiß, dass sie auch Duftkerzen verkauft. Während der Manifesta will Bijl den Salon in eine Galerie verlegen, die Friseurin verspricht, samstags die Hunde der Besucher zu frisieren. "Wissen Sie, was wir hier machen?", fragt Jankowski. "Nein", sagt die Frau und zeigt auf Bijl. "Ist doch sein Job." Beide lachen. Irgendwo macht es klick.

## **Folge V – Vergesst Jankowski: Als Professor will der Künstler seine Studenten auf den Markt vorbereiten.**

Die Wolken haben sich über die Staatliche Akademie der bildenden Künste in Stuttgart geschoben, als Jankowski sich auf Krücken die letzten Stufen zu seinem Atelier hochstemmt. Beim Windsurfen hat er sich den Kopf am Mast gestoßen, ist vom Brett gestürzt und hat nun eine Harry-Potter-Narbe und Gehhilfen. Die Schnürsenkel seiner Sportschuhe sind offen. In diesem Zustand kann er nicht mal einen Rollkoffer zum Flughafen ziehen. Sechs Wochen, sagen die Ärzte, "wenn ich mich ruhig verhalte", sagt Jankowski. Seine Studenten im Raum 128 lachen. Tja, wenn.

Seit zehn Jahren ist Jankowski Professor für Kunst in Stuttgart. Sein Atelier: ein großer Raum mit riesiger Tischplatte, Stahlregalen und Dutzenden Steckdosen. Aber auch mit Matratze und zwei Minikochplatten. Rauchen erlaubt. Eben waren sie bei einem Vortrag von Florian Ebener, der in diesem Jahr in Venedig Kurator des deutschen Pavillons war, jetzt sitzen sie noch zusammen. Jankowski legt sich auf ein Sofa.

Er war in letzter Zeit viel unterwegs. Berlin, Zürich, Venedig, Mailand. Gerade deshalb muss er an der Akademie mal wieder Präsenz zeigen, angeblich reden die Leute schon. Dabei ist es bloß schwer, ihm zu folgen: Sein Tempo, seine Spontaneität, seine Intensität, alles sehr hoch. Auch für seine Studenten. Sie dürfen Jankowski bei

der Organisation der Manifesta begleiten. Dabei sein, wenn er mit Behörden verhandelt, mit Künstlern diskutiert. Raus aus der Uni, rein in den Betrieb.

Vorhin im Taxi rief Jankowski einen Künstler aus Oslo an. Der Künstler wünscht sich die Zusammenarbeit mit einem Zahnarzt und sammelt schon Zähne. "Can't wait to see the photographs", sagt Jankowski. Es ist gut, dass er so früh anfängt, sagt er danach. Die nächsten Monate werden verrückt genug.

Schafft mich ab!

Wenige Kurse an der Akademie sind so durchmischt wie der von Jankowski: Die Studenten, junge Frauen und Männer, alle ordentlich engagiert, freundlich, manche mit dem erhofften Schuss Wahnsinn, machen Bildhauerei, Installationen, Performances, Videos. Antworten suchen sie alle. "Ihr müsst mich abschaffen. Erst dann seid ihr freie Künstler. Ihr müsst sagen: Was dieser Jankowski gemacht hat, war in den Neunzigern, was ich mache, ist jetzt", sagt Jankowski. Er liebt die Kontroversen, auch um sich.

Für Zürich wünscht Jankowski sich von seinen Studenten ein Begleitprogramm für junge Künstler. Vielleicht könnte Jankowski so seine Schüler in den Markt drücken. Will er aber nicht. Stattdessen: "Ladet andere Künstler ein. Die werden euch das nicht vergessen." Die Botschaft ist klar: Bildet Netzwerke. Lernt allein laufen, am besten ohne Krücken. "Da draußen wartet kein Museumsdirektor auf euch", sagt Jankowski. Draußen wartet die Selbstständigkeit.

## **Folge VI – Das Überraschungsei: Jankowski bekommt einen Kunstpreis und macht eine Performance daraus**

Ein Mittwochabend auf dem Airbus-Gelände in Hamburgs Süden. Ein Shuttlebus fährt geladene Besucher zum Conference Center, Haus 25. Ein Kunstpreis wird hier an Christian Jankowski vergeben. Jankowski sitzt bereits in einem Sessel vor dem Festsaal und führt etwas im Schilde. Die Generalprobe für seinen Auftritt sei holprig verlaufen, sagt er. Jankowski hat keine Krücken mehr, seine Verletzung aus dem Juni scheint verheilt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Das Haus 25 füllt sich. Ältere Damen und Herren laufen mit Getränken auf und ab. Ein bisschen sieht es aus wie der Beginn einer Kreuzfahrt. "Wie läuft es in Zürich?", fragt ein Mann. "Wie ein Überraschungsei", sagt Jankowski.

Bei der Verleihung sitzt er dann in der ersten Reihe. Der Kunstpreis Finkenwerder gilt als profiliert und gleichzeitig profitabel: Die Maler Neo Rauch und Daniel Richter sowie die Fotokünstlerin Candida Höfer waren schon Preisträger. Die Auswahl übernimmt der Kulturverein, die 20 000 Euro Preisgeld stiftet Airbus.

Zu Beginn wird an Werke von Jankowski erinnert. Seine Waffe ist die Performance, seine Gedanken hinterfragen den Kunstbetrieb. Wenn man will, kann man in den Arbeiten einen Fahrplan für die Manifesta 11 lesen: Jankowski ließ die Mitarbeiter eines Museums die Berufe tauschen, er castete mit Vatikan-Mitarbeitern den perfekten Jesus. Eigentlich klar, dass er heute nicht einfach so einen Preis entgegennehmen wird.

War das ernst?

Für die Verleihung hat Jankowski einen Kunstberater engagiert, der nun auf der Bühne im Marketingsprech das Kunstengagement von Airbus analysiert. Fazit: Der Flugzeughersteller braucht eine eigene Sammlung. Jankowski steht auf und drückt Standortleiter Georg Mecke eine DVD mit dem Titel "Kunstberatung" in die Hand. Das erste Kunstwerk der Sammlung, dessen Inhalt gerade entsteht. Es sei eine Liveperformance und alle im Saal beteiligt. Dann bekommt Jankowski seinen Preis. Er sagt: "Vielen Dank! Eine sehr angenehme Veranstaltung, mehr davon." War das ernst? Was heißt Kunstsammlung? Man habe bei Airbus doch Kunst, sagt Georg Mecke später. Also irgendwie. Arbeiten von Kindern. Und am Eingang hängt auch etwas. "Die haben keine Kunstsammlung, und ich habe ihnen jetzt ein Werk geschenkt. Mal schauen, was passiert", sagt Jankowski.

Immerhin, die Videoversion der "Kunstberatung" wird demnächst für die Mitarbeiter des Unternehmens bei Airbus TV gezeigt werden. Es wird für sie vermutlich auch ein Überraschungsei sein.



## **Folge VII – Die Bilanz: Jankowski spürt den Druck von allen Seiten und steigt in einen Zug.**

Christian Jankowski hat nur wenige Stunden geschlafen. Um acht läuft er an diesem Dienstagmorgen mit einer schwarzen Reisetasche zum Hamburger Hauptbahnhof. Es ist Mitte August. Die halbe Nacht hat er den Film von seiner Performance bei Airbus geschnitten. Dazwischen immer wieder Telefonate, Mails, SMS. Jetzt ist Jankowski auf dem Weg nach Berlin. Morgen geht es wieder nach Zürich. Natürlich. Erst ein Treffen mit Studenten der Zürcher Hochschule der Künste, dann ein Meeting mit der Manifesta-Leitung. "Es werden alle noch mal eingeschworen", sagt er.

An einer Saftbar mit frischen Smoothies und guter Laune zwingt Jankowski sich auf einen giftgrünen Plastikstuhl und schaut auf die Uhr. In einer Stunde fährt sein Zug. Zeit für eine Zwischenbilanz: Für die "Manifesta 11" steht gut die Hälfte der 30 Künstler fest. Gemeinsam mit ihren lokalen Gastgebern arbeiten sie schon an den Beiträgen für die Biennale. Es wird Kunst in einem Hundesalon geben und beim Zahnarzt. Ein Künstler will die Exkremate der Kläranlage auswerten, ein anderer kocht mit Imbisswagen-Besitzern historische Staatsbanketts nach. Ziel ist es, damit auch ein nichttraditionelles Kunstpublikum anzulocken.

Jankowski sagt, er hätte noch 1000 andere Künstler für die Manifesta im Kopf. Aber so eine Auswahl ist oft eine heikle Sache. Einige haben Jankowski geraten, in Ruhe die Schweiz zu analysieren, zu schauen, was der Markt braucht, und dann die passenden Künstler zu holen. Er hat es natürlich trotzig anders gemacht. "Ich hole gute Künstler, die gute Kunst machen, die wir möglichst gut ausstellen. Dann kommt der Rest von allein", fügt Jankowski hinzu. Das macht ihn angreifbar. Denn hinter jedem Künstler, den er in fünf Sätzen nicht plausibel erklären kann, vermuten manche ein Ungleichgewicht, Vetternwirtschaft, Willkür. "Manchmal ist Kunst eben nicht in einem Presstext zu erklären", sagt Jankowski.

Er habe oft den falschen Ton getroffen.

Zwei Dinge habe er bei seiner Arbeit als Kurator unterschätzt: Zunächst die Reibungsverluste, die bei einer Institution wie der Manifesta entstehen. "Die Energie,

die einfach verpufft, weil wir mit uns selbst beschäftigt sind." Und dann die ökonomischen Zwänge der Schweiz. Viel zu oft ging es um Geld, wo Jankowski mit Leidenschaft bezahlen wollte. Da habe er schon öfters den falschen Ton getroffen, sagt er.

Jankowski steht auf und läuft zu den Bahngleisen. Ein Zug fährt ein. In der offenen Tür dreht er sich noch einmal um und sagt: "Wenn es uns gelingt, das umzusetzen, was wir schon geplant haben, dann wird es wirklich schräg." Jankowski hofft, dass seine gelegentliche Panik zu einem Begeisterungsrausch wird. Immerhin organisiert er im nächsten Jahr die wohl bedeutendste Kunstaussstellung, die es je in Zürich gab. Dann schließt sich die Zugschleuse. Und die Fahrt geht weiter.

## **Folge VIII – Die Wahlwiederholung: Jankowski ist schwer zu erreichen und hat Terminstress.**

Christian Jankowski ruft an und legt gleich wieder auf. Es ist ein Mittwoch, Anfang September. Gerade ist es fast unmöglich ihn zu erreichen. Am Abend schreibt er eine SMS: "Zu spät zu reden?" Es wird dann Mitternacht, als man ihn endlich am Handy hört. Jankowski sitzt in seinem Atelier in Berlin. Gerade hat er noch mit seiner Freundin telefoniert. Eigentlich ist so etwas der letzte Anruf des Tages. Aber jetzt ist er doch noch mal am Telefon. Die Stimme, etwas tiefer als sonst: "Sorry, ich hatte zwei Künstler zu Besuch, ich musste meinen Airbus-Film schneiden, außerdem war eine Frau von der Steuer da."

Am nächsten Morgen fliegt er um 8.30 Uhr nach Zürich. Seine Termine? "Kann ich gerade nicht ganz genau sagen." Am nächsten Tag zur Mittagszeit. Ein Anruf nach Zürich. Freizeichen. "Ich bin gerade mitten in einer Präsentation. Ist es wichtig?" Alles ist gerade wichtig, so kommt es Jankowski jedenfalls vor. Wenn der Tag beginnt, füllen ihm seine Mitarbeiterinnen die Stunden mit Terminen. Er trifft Künstler, bespricht sich mit dem Manifesta-Team, besucht Behörden. Manchmal muss er liebevoll gedrängelt werden.

Am Nachmittag meldet er sich selbst. Jankowski ist am Hauptbahnhof in Zürich. "Moment, ich werde gerade überfahren", sagt er. Kurzes Knacken, dann ist er wieder

da. Gerade habe er für ein Projekt von Dan Graham zwei Kindergärten angeschaut. Der New Yorker ist mit 73 Jahren der älteste Künstler auf der Manifesta und „für meinen Werdegang wichtig“, sagt Jankowski. Er müsse gleich noch zu einer Sexulogin. Da sei etwas schief gelaufen, als eine Künstlerin zur Mastrubations-Gruppe mit einem Kamerateam kam. "Mal schauen, ob ich das Projekt retten kann.“ Plötzlich hört man eine spanische Stimme. Jankowski ist jetzt mit einem Künstler zum Kaffee verabredet. Irgendwas mit Tina Turner sagt er noch und das er später wieder anruft.

Es gibt diese Momente, da ist er ganz klar

Man neigt dazu, Jankowski zu unterschätzen. Immer dieses Multitasking, nie hört er ordentlich zu, es ist schwierig mit Terminen, es ist schwierig mit Fristen – dieser ganze Künstler-Habitus eben. Mit der Zeit merkt man, wie er dabei trotzdem seine Fäden spinnt. Wie er Menschen für sich einnimmt, seine Ideen auf sie überträgt. Es gibt diese Momente, da ist er ganz klar, fokussiert, verbindlich. Die Kunst ist nur, ihn in diesen Momenten zu erwischen.

Am frühen Abend klingelt das Telefon. Jankowski hier! Er sitzt gerade mit einem Schweizer Künstler im Restaurant „Baltho“ und hatte Entenpastete, Muscheln, Apfelkuchen. Das mit der Sexulogin sehe nun doch ganz gut aus, sagt er. Um den weiblichen Orgasmus zu finden, könnte man auch mit Rollenspielen und Zeichnungen arbeiten, findet Jankowski. Dann bricht die Leitung weg.

Ein letztes Telefonat mit Jankowski. Es ist wieder nach Mitternacht. Er sitzt mit seinem Team auf einem Balkon am Stadtrand von Zürich. Hier lebt eine Art Manifesta-WG. Sie sprechen gerade über den Tag. „Ich hätte gern mehr Zeit, mehr Alles“, sagt Jankowski ins Telefon. Er raucht eine letzte Zigarette. Morgen gibt es neue Termine.

## **Folge IX – Zur Sache: Jankowski hat viele Ideen, muss aber verbindlicher werden**

Der letzte Septembertag in Zürich, Innenstadt. Christian Jankowski sitzt, und das passt schon mal sehr gut, im Obergeschoß des „Cabaret Voltaire“, dem Geburtsort des Dadaismus. Niemand weiß so ganz genau, was das Cabaret in diesen Zeiten überhaupt sein will: Kneipe? Galerie? Theater? Für die Manifesta möchte Jankowski hier für 100

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Tage ein Klubhaus eröffnen, das „ZunftHaus der Künstler“. Architektur-Studenten der ETH Zürich haben für diese Idee Umbaupläne entworfen, darüber soll heute gesprochen werden.

An den Wänden kleben Plakate mit Zeichnungen. Vorne im Raum steht das „Cabaret Voltaire“ als Miniatur. Jankowski sitzt in der ersten Reihe, die Hemdsärmel hochkrepelt. Zwei Studentinnen zeigen das Modell einer Treppe, die sie aus Styropor gebastelt haben. Sie soll vor dem Eingang gebaut werden, die enge Gasse versperren, den elitären Geist der Zünfte „spürbar machen“. Der Vorschlag von zwei anderen Studenten ist weniger ein Modell, mehr eine Idee: Das „ZunftHaus der Künstler“ soll zur „Raumstation“ werden. Nachfrage: „Wie genau?“ – Antwort: „Da wollen wir keine genauen Aussagen machen. Alles ist offen.“ Insgesamt gibt es 16 Projektvorschläge.

Jankowski macht sich keine Notizen. Manchmal steht er auf und fotografiert die Styroporbauten und Holzkonstruktionen. Danach hält er einen kurzen Vortrag über die Präsentationen („Viele gute Vorschläge“) und einen längeren über seine grundsätzliche Idee: Ein Raum für Künstler in der Zürcher Innenstadt. Offen für Schauspiel, Zirkusakrobatik, Literatur. Wer auf der Bühne keine Performance zeigt, darf nicht rein. Es kann also passieren, dass Galaristen und Messe-Chefs nicht hineingelassen werden. Einlassstop für die Machtmenschen im Kunstbetrieb, denen gewöhnlich jede Tür offen steht.

Ein Student meldet sich: Für sie sei dies eine Wochenaufgabe im Architektur-Studium gewesen. Jetzt würde man hier eher abstrakt reden. Jankowski sagt: „Wäre ich ein junger Student, mich würde so eine Gelegenheit anmachen.“ Später sagt der zuständige Architektur-Professor: „Schön, dass diese Kooperation geklappt hat. Ich habe mit Christian viele Nächte in der Kneipe darüber gesprochen, nun wird es endlich konkret.“

Aus einer Idee etwas verbindliches machen, das ist für Jankowski gerade die Hauptaufgabe. Immer mehr Ideen laufen gerade bei ihm auf. Er hatte sie auf Reisen, beim Bier, im Gespräch mit Freunden und Kollegen. Jetzt fragen die Künstler nach, nun wollen Agenturen Aufträge. „Ich koche gerade in 20 Küchen gleichzeitig“, sagt Jankowski.

Auch der Kurator, den Jankowski für das „ZunftHaus der Künste“ vorgesehen hat, wird langsam ungeduldig. Der Mann steht mit Lederjacke und viel Selbstbewusstsein nach dem Termin mit Jankowski in einer engen Gasse: „Was genau ist meine Rolle? Bin ich die ganze Zeit da? Bekomme ich Unterstützung? Soll ich mich für die 100 Tage Zürich erschießen?“ Jankowski muss sich auch jetzt keine Notizen machen. Er weiß, er muss sich kümmern.

## **Folge X – Bürotage: Jankowski hat einen Alltag wie inszeniert und benötigt Maler**

Ein grauer Herbsttag, Ende Oktober. Das muss man auch erst mal aushalten. Christian Jankowski steht in einem Berliner Hinterhof und schüttelt eine Fußmatte aus. Drinnen im Atelier schreibt seine Assistentin Mascha gerade eine To-Do-Liste. Sie notiert: Reise-Nachbesprechung, Autoren für den Manifesta-Katalog anrufen, Casting-Videos sichten, Postkartenmotive genehmigen, Empfehlungsschreiben unterzeichnen.

Jankowski kommt herein, setzt sich an einen langen Holztisch und schaltet den Laptop an. Vor ihm liegen sechs geordnete Stapel Papier, dazu Quittungen, Briefe, drei DVDs, eine Packung Zigaretten, eine Zange. Hinter ihm hängt seit kurzem ein Bühnenbild aus dem Schauspiel Köln. Es zeigt die "Paris Bar". Jankowski hatte es für ein Theaterstück über den Künstler Martin Kippenberger gestaltet. Für einen kurzen Moment wirkt alles wie eine Inszenierung, wie eine Performance von Jankowski über den Büroalltag vor einer gemalten Kulisse. Erste Szene, erster Satz. Der Manifesta-Leiter sagt: „Ich muss meine Mails lesen.“

Tatsächlich ist sein Postfach voll. Jankowski war die vergangenen Wochen in Prag, London und Antwerpen. Gestern ist er aus Moskau zurückkommen. Dort hat er 12 Künstler in anderthalb Tagen getroffen. Bekannte Namen, wie den Aktionskünstler Oleg Kulik, aber auch unbekannte Künstler. Vier bis neun Plätze habe er für Neuproduktionen noch zu vergeben, sagt Jankowski. Je nach Zählweise.

Es ist schwer zu sagen, welche Künstler ihm noch fehlen. Die letzte Manifesta war in Sankt Petersburg. Eigentlich undenkbar, jetzt niemanden aus Russland einzuladen. Jankowski steht auf und holt einen Zettel. Er liest laut vor, was bisher

geplant ist. Installationen, Skulpturen, Videos – davon hat er genug. Bei manchen fällt ihm die Zuordnung schwer. „Wir brauchen Maler“, sagt Jankowski schließlich.

Vorschläge, wen er alles zur Manifesta holen soll, bekommt er genug. Die Leute kontaktieren ihn über Telefon, Mail, SMS. Sie sprechen ihn persönlich auf Ausstellungen an oder stecken ihm einen Briefumschlag zu. Ein Künstler schrieb neulich: „Ich würde mein ganzes Leben in deiner Schuld stehen.“ Ein Aha-Erlebnis sei auch der Popstar aus den 80er-Jahren gewesen, dessen Agentin täglich bei der Manifesta anrief. „Christian gibt wirklich vielen eine Chance“, sagt Mascha. Ihn selbst beeinflusse das nicht, sagt Jankowski. Denn noch möchte er sich alle Optionen offen halten: „Was ist, wenn Morgen ein geniales Konzept kommt?“

Es wird später Nachmittag, man muss bereits das Licht anschalten, als die Lebensgefährtin von Jankowski im Atelier erscheint. „Habt ihr schon Weihnachtsurlaub geplant?“, fragt sie. Jankowski tut beschäftigt. „Also nicht. Das sehe ich euch an der Nasenspitze an“, sagt sie weiter. Was soll Jankowski ihr sagen? Er plant gerade eine Biennale, er hat Deadlines, er kann diesen verdammten Laptop noch nicht zuklappen, obwohl es schon dunkel ist. Gemeinsam stellen sie sich vor den Wandkalender. „Es ist die letzte Gelegenheit“, sagt sie eindringlich. Widerwillig nimmt Jankowski einen roten Stift in die Hand.

## **Folge XI – Hitze: Jankowski fährt in die Heimat der Manifesta und kommt ins Schwitzen**

Ende November in Amsterdam gibt es dann tatsächlich einen kurzen Augenblick, in dem Christian Jankowski zur Ruhe kommt. In der Sauna. Die Sauna steht im Keller eines schicken Hotels im historischen Stadtzentrum in Prinsengracht. Oben in der Lobby feiern gut angezogene Männer und Frauen das Wochenende, während draussen die Kanäle der Stadt mit bunten Lichtinstallationen angestrahlt werden.

Es ist »Amsterdam Art Weekend«. Deshalb ist Jankowski in die Niederlande gereist und nicht auf den 50. Geburtstag seines besten Freundes nach Lübeck gefahren. Er ist auch in Amsterdam, weil die »International Foundation Manifesta« hier ihren

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hauptsitz hat und es am Abend einen Empfang geben wird. Jankowski zeigt dort unter dem Titel »Take That« eine Ausstellung mit sämtlichen Videos seiner Performance-Aktionen. Dafür gibt es eine Wunschliste zum Ankreuzen, Popcorn und Alkohol.

Zwischen all den Terminen will Jankowski dann plötzlich in die Sauna, auch wenn das vom Zeitplan überhaupt keinen Sinn macht. Aber seine Freundin wartet im Wellnessbereich. Genau wie sein vierjähriger Sohn. Er spricht es nicht aus, aber dieses Wochenende ist wohl ein Kompromiss. Jetzt sitzt Jankowski auf der obersten Bank der Sauna und schaut vor sich auf die Holzstreben. Eben noch ist er durch die Gänge der Rijksakademie gehetzt, hat in jedes Atelier der niederländischen Kunstschule geschaut, mit jungen Nachwuchskünstlern gesprochen, sich verlaufen und dabei fast das Taxi verpasst. Jetzt ist es still. Bemerkenswert still für einen Raum, in dem Jankowski sitzt. »Es könnte noch etwas wärmer sein«, sagt Jankowski nach einer Weile. Er steht auf, holt einen Wassereimer und macht einen Aufguss. Langsam beginnt er zu schwitzen.

In Zürich habe er mitten in der Arbeit auch schon mal Wellness gemacht, sagt Jankowski. Ein Künstler habe ihn zum Schwimmen überredet. »Das hat den Kopf wieder frei gemacht.« Zum ersten Mal fragt man sich im warmen Nebel, was Jankowski eigentlich nach der Manifesta tun wird. Er bleibt ja Künstler, aber droht die Rolle des Kurators ihn nicht manchmal aufzufressen? »Nein«, sagt Jankowski. Und natürlich sitzt er schon an neuen Projekten. Manches davon ist so irre, dass man es nicht aufschreiben will, um es nicht zu gefährden. Dann ist es wieder still.

Durch das Sauna-Fenster sieht Jankowski seinem Sohn zu, wie er versucht von einem Hocker auf eine Liege zu springen. Vorhin im Taxi ist er mit seiner Assistentin Mascha die Termine für dieses Wochenende durchgegangen, aber eigentlich hat er nur versucht herauszufinden, wie viel Zeit ihm noch für seine Familie bleibt. Als Jankowski Kurator der »Manifest 11« wurde, hat er sich mal gefragt, wie diese Arbeit ihn verändern wird. Vielleicht ist das eine erste Erkenntnis: Jankowski ist zum Diplomaten geworden. Der radikale Kunst-Performer, der nun mit dem Habitus eines Berufspolitikers zwischen Terminen tänzelt. Jankowski geht duschen. In 70 Minuten muss er beim Empfang der »Manifesta« sein. Dann hält er kurz inne. »Eine Runde mach ich noch«, sagt er und dreht sich wieder Richtung Sauna.

## **Folge XII – Nachtschicht: Jankowski will ins Theater, muss aber seine Mitarbeiter beruhigen**

Ein Mittwoch im Dezember. Bald ist Weihnachten, aber das Büro der »Manifesta 11« in Zürich sieht nicht danach aus. Es ist eher funktional: Ein großer heller Raum mit Tischen und Telefonen. An der Wand hängt ein Kalender, der die letzten Monate bis zum Beginn der Biennale zeigt. Ein Dutzend Mitarbeiter sitzen im Raum und sprechen in Deutsch, Schweizerdeutsch und Englisch durcheinander.

Heute warten viele auf Jankowski. Und plötzlich kommt er herein. Sofort drängt sich alles um ihn, als hätte er die Weihnachtsbotschaft mitgebracht. Jankowski behält die Jacke an, tippt auf seinem Handy, schaut kurz auf. Was passiert jetzt? Meeting! »Auf geht`s!« sagt er.

Im Besprechungsraum treffen sich die »Heads of Department«. Es geht um Kollaborationen, Schauplätze, rechtliche Dinge. Auch Hedwig Fijen ist da. Sie ist Gründungsdirektorin der »Manifesta 1« und geschäftsführende Direktorin der Manifesta-Stiftung. Eine Frau von bemerkenswerter Präzision und kühlem Charme. Sie setzt sich neben Jankowski, klappt ihren Laptop auf: »Ein Update bitte«, sagt sie. »Einen Moment«, sagt Jankowski und borgt sich einen Zettel und einen Stift. Gemeinsam hören sie die einzelnen Manifesta-Abteilungsleiter.

Irgendwann geht es um den »Pavillon of Reflections«. Eine schwimmende Insel mit Openair-Kino und integrierter Badeanstalt. Sie soll als zentrale Präsentationsplattform der Ausstellung dienen und auf dem Zürichsee gebaut werden. Ein Sponsor fragt, ob bei der Eröffnung auf der Leinwand Fußball gezeigt wird? Hastiges googeln. Am Eröffnungsabend beginnt auch die Europameisterschaft. Was nun? Den Eröffnungsabend vorziehen? Sich das Programm nicht vom Fußball bestimmen lassen?

Jankowski und Fijen argumentieren leidenschaftlich. Im Grunde wollen sie dasselbe. Manchmal reden beide gleichzeitig. Der Leiter und seine Direktorin: Im Spannungsfeld dieser beiden Charaktere könnte das Besondere dieser Manifesta entstehen. Schließlich bleibt alles wie es geplant war – vorerst jedenfalls.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Nach der Besprechung steht Jankowski im Büro am Fenster und raucht. „Ich gehe gleich mit einem Freund ins Theater“, sagt er. „Gibt es noch was wichtiges? Dann sagt es jetzt.“ Einige Künstler hätten auf Mails nicht reagiert, sagt eine Frau. Es fehlen Unterschriften bei Verträgen, sagt ein Mann. Es fehlen Gastgeber für die Künstler, sagt eine andere Frau. Sie zeigen Jankowski Tabellen, Kalkulationen, Budgetplanungen. Jankowski zieht seine Jacke aus. „Okay“, sagt er.

Gemeinsam gehen sie die Excel-Tabellen durch: Alle Künstler, alle Namen, alle Gastgeber. Nachschicht. Ein willkürlicher Auszug aus aktuellen Manifesta-Befindlichkeiten: Es fehlt ein Visa für einen chinesischen Künstler. Eine Künstlerin hat eine Rechnung für ihre Arbeit als Schauspielerin geschickt, weil ein Manifesta-Team sie bei den Vorbereitungen in Zürich gefilmt hat. Ein anderer braucht für sein Kunstwerk mehr Geld.

Oft ist es keine Frage des Budgets, es ist eine Frage der Organisation, sagt Jankowski. Mit dem Beginn des Jahres 2016 wird er das Tempo anziehen. Zwischendurch bestellt jemand Pizza. Ins Theater geht Jankowski an diesem Abend nicht mehr.

## **Folge XIII – Rollentausch: Jankowski lässt sich sein Künstler-Leben von Nina Hoss kuratieren**

Ein Januarabend in Berlin. Christian Jankowski sitzt in einem alten Mercedes und fährt zu einer Ausstellungseröffnung in der Galerie Contemporary Fine Arts (CFA). Neben ihm sitzt seine Mutter. Es ist seine Ausstellung, eine Retrospektive seiner Werke. „Eine Rückschau mit Augenzwinkern“, sagt Jankowski dazu. "Nimmst du das etwa nicht ernst?", fragt seine Mutter vom Beifahrersitz. Doch, natürlich. Es wurde für ihn in den letzten Tagen und Nächten sogar mehr Arbeit als erwartet.

Denn man will wieder etwas hören von dem ironischen Dauer-Kommentator des Kunstbetriebs, der jetzt schon seit über einem Jahr die Manifesta vorbereitet. Jankowski spürt das. Vielleicht ahnt er, dass er an Relevanz gewonnen hat, aber auch als Künstler liefern muss. Nun also die erste „Retrospektive“.

Der Twist dieser Ausstellung: Jankowski hat die Rolle der Kuratorin an die Schauspielerin Nina Hoss vergeben. In einem Zeitungsinterview erklärte Hoss dann

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

auch fröhlich, vom Duktus einer Kuratorin keine Ahnung zu haben. „Die Lady und der Schelm“ dichteten die Kultur-Redakteure beim ZDF und schickten ein Kamerateam, was wiederum dem notorischen Rollentauscher Jankowski gefiel: "Nina Hoss ist das neue Kunstwerk", sagt er im Auto.

Angekommen in der Galerie, läuft er mit der Schauspielerin noch mal die Räume ab: Hoss hat ihre Aufgabe als Kuratorin ernst genommen, sich alle Videos und Performances von Jankowski angeschaut und bis zuletzt an der Auswahl und der Platzierung der Kunstwerke gearbeitet. „Ich hab ein gutes Gefühl ;-)), um nicht zu sagen: ich bin begeistert von deinen Arbeiten“, schrieb sie Jankowski vor ein paar Tagen in einer SMS. Er antwortete: „Nina, du bist das Glück dieser Ausstellung!“

Die Schau selbst besteht aus drei Teilen: Einem Kinosaal mit Filmen aus den Jahren 1992 bis 2015, ein Raum, der Bühnen und Installationen zeigt und einen Bereich für seine TV-Arbeiten. Überall taucht darin das Gesicht von Jankowski auf: Mal kocht er mit Alfred Biolek, mal geht er im Supermarkt auf die Jagd, mal spielt er die Hauptrolle in den Musikvideos der Karaoke-Box. Denkt er bei den ganzen Bildern nicht mal: Oh Gott, ich kann mich nicht mehr sehen? „Nein“, sagt Jankowski. „Ich denke: Ganz gutes Leben bisher.“

Etwas später drängen zur Eröffnung Hunderte Menschen durch die Räume. Es sind Kuratoren und Künstler, Schauspielerinnen und Journalisten, Freunde und Weggefährten. Jankowski schüttelt Hände, wirft Nettigkeiten hin und her. In einer Ecke steht seine Mutter und fotografiert. „Ich staune auch immer wieder“, sagt sie. Wie stolz ist sie auf ihren Sohn? „Worauf soll ich stolz sein? Er hat das alles selbst erreicht. Ich freue mich für ihn“, sagt sie.

Nach einer halben Stunde ist die Galerie überfüllt. Niemand wird mehr hineingelassen. Jankowski muss sogar seine Freundin am Eingang abholen. Hand in Hand laufen beide durch die Ausstellung. Von hinten sehen sie aus wie zwei gewöhnliche Vernissage-Besucher. In Wirklichkeit schlendert Jankowski gerade durch sein eigenes Leben als Künstler, zusammengestellt von Nina Hoss.

## **Folge XIV – Nicht zitierfähig: Jankowski muss seine Gedanken für ein Manifesta-Vorwort sortieren und macht erst einmal Kaffee**

Eine Februarnacht in Berlin. Christian Jankowski steht in der Küche seiner Wohnung und braucht wieder mal ein paar richtig gute Ideen. Er überlegt, was als nächstes zu tun ist. Jankowski nimmt sich ein offenes Bier aus dem Kühlschrank, holt einen Teller mit Kuchen und schaltet die Kaffeemaschine ein. Dann wirft er seine innere Gedankenmaschine an. Das kann man so schreiben, weil Jankowski einer dieser Mensch ist, denen man beim Denken zusehen kann.

Heute muss er sich Gedanken über seinen Einleitungstext zum Manifesta-Katalog machen, um sein Vorwort als Kurator. Jene Zeilen, die von den meisten Biennale-Besuchern gelesen werden und auch von denen, die gar nicht nach Zürich fahren. Jankowski weiß, dass dieser Einleitungstext bleiben wird: Als Visitenkarte seiner Arbeit, als Coffee Table Book in den Altbauwohnungen des Kunst-Establishments. Am Nachmittag hat er extra noch einen Spaziergang gemacht. Jankowski sagt: „Ich brauche für solche Momente einen freien Kopf.“

Also sammelt er sich. Von draußen prasselt der Regen gegen die mannshohen Fenster. Der Einleitungstext soll persönlich werden, sagt Jankowski schließlich. Kein Art-Talk. Witzig will er klingen, aber nicht belanglos. „Ich will, dass es ein gutes Leseerlebnis ist, das die Leute näher an die Kunst bringt“, sagt Jankowski.

Er solle aber auch an alle relevanten Informationen zur Biennale denken, die in so ein Vorwort gehören, sagt eine Mitarbeiterin der Manifesta, die nun mit einem Kaffee und einem Zettel neben ihm in der Küche steht. Auf dem Blatt Papier hat sie einige dieser relevanten Dinge notiert: Der „Pavillon of Reflections“ im Zürichsee, das „ZunftHaus der Künste“ im Cabaret Voltaire, das „Satelliten-System“ der Manifesta, also die Orte, die nicht im Museum sondern in einer Polizeistation, einer Bäckerei oder Kläranlage sind. „Ich habe schon so oft Fragen zur Manifesta beantwortet, ich muss erst einmal über neue Antworten nachdenken“, sagt Jankowski.

Möglicherweise fällt es ihm mit ein paar einfachen Fragen leichter? Also, wie hat ihm die Manifesta gefallen, als er selbst noch Besucher war? „Ich habe es zeitlich meistens nicht geschafft“, sagt Jankowski. Aber die Kataloge! Wie haben ihm die

Kataloge zur Manifesta gefallen? „Es schien mir oft viel von kuratorischem Ego drinzustecken“, sagt Jankowski. Nicht wirklich zitierfähig für ein Vorwort. Die Manifesta-Mitarbeiterin lächelt.

Doch irgendwann kommt Jankowski ins Erzählen. Er erinnert sich an mysteriöse Anrufe und wie er Leiter der Manifesta wurde, an seine Reisen in die Schweiz und an ungeplante Schwimmbadausflüge. An Begegnungen mit Künstlern und an die Organisation von über 30 Künstler-Egos.

Man sei jetzt drei Monate vor dem Beginn der Manifesta und er wundere sich, dass einige Künstler ihre Arbeiten immer noch nicht abgegeben hätten, sagt er. Dann hält er inne: „Würde ich als Künstler mitmachen, wäre ich wahrscheinlich selbst einer von ihnen“, sagt Jankowski. Immerhin, den Abgabetermin für sein eigenes Vorwort wird er wohl einhalten. Die Gedanken sind jetzt da. Sie müssen nur noch von jemandem aufgeschrieben werden.

## **Folge XV – Zahn um Zahn: Jankowski eröffnet fast die Manifesta und legt sich auf einen Zahnarztstuhl.**

An einem Donnerstagabend Ende März eröffnet Christian Jankowski die Manifesta 11. Jedenfalls ein bisschen. Er ruft an aus der Zahnarztpraxis von Danielle Heller, Züricher Altstadt, nicht weit entfernt vom Bellevue, einem weitläufigen Platz im Herzen der Stadt. Heller führt hier seit 1991 eine zahnmedizinische Praxis mit dem Schwerpunkt ästhetische Zahnmedizin und ist auf der Manifesta Gastgeberin von Torbjørn Rødland, einem Künstler, der hauptsächlich für seine Fotografien und experimentellen Videos bekannt ist.

Die Praxis ist für die nächsten Monate ein Satellit, erklärt Jankowski. Er läuft jetzt mit dem Handy am Ohr durch die Zimmer. Neben gewöhnlichen Museen und Ateliers wird es auf der Manifesta auch diese besonderen Ausstellungsräume geben: Meistens sind es die Arbeitsplätze der Gastgeber, die den Manifesta-Künstlern die Tür zu ihrer Welt geöffnet haben.

Für Heller und ihre Berufskollegen gibt es dafür heute eine Art Preview. Eine kleine Vernissage, eine Kunstveranstaltung ohne richtiges Kunst-Publikum. Etwa 30 Leute sind gekommen. Es sind Zahnärzte, Patienten, Dentisten-Fachpublikum.

So etwas gefällt Jankowski natürlich. Die Beschäftigung mit anderen Berufsgruppen zieht sich wie ein roter Faden durch sein Arbeitsleben: „Ich habe mich lange als Outsider in der Kunst verstanden. Und wer ist in der Kunstwelt ein größerer Outsider als jemand, der gar nicht in der Kunst zuhause ist?“, sagt er. Mit diesen Menschen versucht Jankowski nun gemeinsam eine Gefühl für die offizielle Manifesta-Eröffnung im Juni zu finden. In der Praxis läuft ein Kamerateam herum, Kinder-Reporter befragen die Besucher nach ihren Eindrücken. „Heller ist jetzt eine Botschafterin der Kunst“, sagt Jankowski.

Drei Bilder hat Torbjørn Rødland hier ausgestellt. Eines hängt im Warteraum, zwei im Behandlungszimmer. Sie zeigen Gebisse, verschmiert mit Essensresten, Süßigkeiten, Fast Food. Torbjørn hat Heller in ihrer Praxis mehrmals besucht, war dabei als sie Patienten behandelte und fotografierte dabei. Kunst und Zähne – für Heller ergibt das zusammen ein perfektes Lachen. Für Torbjørn nicht. Mit dieser Spannung zwischen Künstler und Zahnärztin lässt sich auch das ganze Konzept der Manifesta 11 erklären. Heller sagt: „Möglicherweise hat Torbjørn ein völlig anderes ästhetisches Verständnis. Während ich die Schönheit suche, sucht er in seinen Bildern das Besondere.“

Kurz vor der Eröffnung hatte Heller ein bisschen Angst, sagt Jankowski. „Sie merkt nun, dass die Kunst sie herausfordert.“ Auch der Künstler war etwas nervös, als er kam. Rødland fühlte sich missverstanden. Es gab Diskussionen, wie viele Bilder am Ende tatsächlich in der Praxis hängen werden, die demnächst von Menschen mit Zahnschmerzen und Kunstliebhabern gleichermaßen betrachtet werden können.

Doch dann lässt Rødland sich mit einer Gruppe Zahnarthelferinnen fotografieren. Die Stimmung löst sich. Von Irgendwoher holt jemand eine Flasche Champagner. Jankowski legt sich auf einen Zahnarztstuhl. Er hört sich zufrieden an: „Wenn Danielle schlau ist, dann kauft sie sich später eines der Bild“, sagt er.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## **Folge XVI – Das Ende, der Anfang: Jankowski hält eine letzte Rede und in seinem Kopf macht es Boom Boom Boom.**

Für Christian Jankowski teilt sich die Welt gerade noch in zwei Zeiteinheiten: Vor der Manifesta und nach der Manifesta. Es ist Dienstagmorgen, 10 Uhr, Pressekonferenz auf der Schutz- und Rettungswache in Zürich. Kurzer Kontrollblick in seine ständig flirrenden Augen. Alles klar, es ist noch VOR der Manifesta.

Jankowski steht vor mehreren Stuhlreihen. Darauf sitzen etwa 100 Journalisten, Sponsoren, Kollegen, Künstler. Eine rote Tonne dient als Rednerpult. Hinter einem Absperrband parken große gelbe Löschfahrzeuge. Gleich wird es einige Worte vom Direktor der Schutz- und Rettungswache geben, dann vom Direktor für Kultur in Zürich, dann von Hedwig Fijen, geschäftsführende Direktorin der Manifesta-Stiftung.

Eine schnelle Zwischenfrage: Eigentlich alles gut? „In meinem Kopf geht es gerade nur Boom Boom Boom“, sagt Jankowski. Gestern gab es schon die erste kleine Preview-Party, heute wird die Öffentlichkeit noch mal eingeschworen. Deutsch oder englisch?, fragt Jankowski. Ist jetzt auch schon egal. Kunst ist multilingual.

Inzwischen ist Jankowski an einem Punkt angekommen, wo er kein Sicherheitsnetz mehr hat. Wo auch keine Manifesta-Mitarbeiterinnen mehr beschwichtigend eingreifen können. Entscheidungen sind getroffen, Dinge passieren, nichts ist zu stoppen. Es schwimmt eine gottverdammte Badeinsel mit Open Air Kino auf dem Zürichsee, der „Pavilion of Reflection“. Er soll eine Ikone für die Manifesta werden. Es ist das schwimmende Herz dieser Veranstaltung. Dazu hat Jankowski drei Dutzend Künstler nach Zürich eingeladen, um mit anderen Berufsgruppen zusammenzuarbeiten. Sie waren im Hundesalon, bei der Polizei, auf der Bank. Sie haben Klärschlamm gesammelt, Bürger therapiert, den Tod gesucht, das Leben, den perfekten Orgasmus.

What people do for money?, hat Jankowski die Kunstwelt gefragt. Die Antwort gibt es jetzt 100 Tage lang in Zürich. Some Joint Ventures. Er hat jetzt schon die ganze Stadt aufgemischt. Das merkt man an den Reden, die nun gehalten werden. „Wir wissen nicht, wie die Menschen auf die Kunst reagieren werden“, sagt der Direktor für Kultur, nicht ohne Stolz.

Zum Schluss spricht Jankowski. Als einziger frei, ohne Notizen. Er sei für diesen Job raus gegangen, habe einen Haufen neuer Leuten kennengelernt und sich endlich mal wieder mit den jüngeren Generationen beschäftigt: „Es war toll, Künstler einfach bei ihrer Arbeit beobachten zu dürfen.“ Er schaut auf die Menschen vor ihm, dann auf die Leinwand hinter ihm, wo die erste Kunstwerke gezeigt werden. Er sagt: „Das wird wahnsinnig.“

Und wie hat Jankowski auf die Manifesta reagiert? Was hat die Zeit mit ihm gemacht? Als Kurator? Als Künstler? Als Mensch? Einmal, erzählt er später, als es besonders stressig war, ist er einfach ausgestiegen. Gemeinsam mit dem Künstler Maurizio Cattelan ist er Schwimmen gegangen. Trotz Terminstress. Danach stand er in Zürich vor dem Schwimmbad. Sein Kopf war zum ersten Mal seit Wochen wieder klar und frisch. Er dachte: Ich muss mich nicht mehr verrückt machen. Für alles Kommende gibt es in Wirklichkeit nicht unendlich viele Ideen. Meistens gibt es nur ein bis zwei. Die muss er finden. Die muss er weiter suchen. „In diesem Moment schien mir das Dasein als Künstler bewältigbarer als je zuvor“, sagt Jankowski. Mit der Manifesta ist er am Ende. Jetzt geht es los.

## Und das war dann dieser Sommer

*Schon in Buchform war Wolfgang Herrndorfs Roman „Tschick“ das beste deutsche Roadmovie. Die Geschichte wirklich ins Kino zu bringen, ist natürlich ein Risiko – doch der Regisseur Fatih Akin macht fast alles richtig*

Von Tobias Kniebe, Süddeutsche Zeitung, 14.09.2016

Woran das Ganze von vornherein scheitern könnte, sind natürlich die Jungs. Die schon wirklich sehr jung sein müssen, damit man ihnen ihre gefährvolle Reise in einem geklauten Lada auch glaubt. Und gleichzeitig charismatisch genug, damit es am Ende ein toller Sommer gewesen sein wird, will sagen, der beste Sommer von allen. Was ja doch in etwa der Anspruch ist, wenn man darangeht, das viel geliebte Roadmovie „Tschick“ aus der Buchform herauszulösen und tatsächlich in bewegte Bilder zu übersetzen.

Da ist also erstens Maik Klingenberg. Nicht Maiki oder Maikipaiki, auch nicht Klinge, einfach nur Maik. Wohnhaft in einer Villengegend von Berlin-Marzahn, die eigentlich nur aus der Villa seiner Eltern besteht. Er ist das genaue Gegenteil eines Assis: reich, feige, wehrlos. Und da ist zweitens Andrej – man muss sich das für die Zunge portionieren – Tschichat-schow. Extrem hohe Wangenknochen, Schlitze statt Augen, deutscher Pass, aber geboren in den unendlichen russischen Weiten. Der Russe also. Tschick.

Dieser Maik hat auf der Leinwand nun lässige Haare, fast schulterlang, riesige Wimpern, eine Hühnerbrust und zarten Flaum auf der Oberlippe. Besonders dieser Flaum ist ein fast genialischer Beweis, dass er wirklich vierzehn ist. Nicht weniger eindrucksvoll ist Tschick. Er ist genauso alt, aber deutlich größer und herrlich ungelenkt. Über seinem freundlichen, runden Mondgesicht steht mittig ein schwarzes Haarbüschel hervor. Verwegen bescheuert sieht das aus. Also perfekt.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kaum hat man diese beiden Jungs in Aktion gesehen, Tristan Göbel und Anand Batbileg, kaum hat man gehört, wie sie sich die ersten knappen Herrndorf-Dialoge zu eigen machen – „Übertrieben geile Jacke.“ – „Lieblingsjacke. Unverkäuflich“ – ahnt man: Das isses eigentlich. Da kann man jetzt als Regisseur, wenn man diese zwei gefunden und zum Reden gebracht hat, kaum noch was falsch machen.

Es sei denn natürlich, man spürt den Drang, dem Ganzen noch mal offensiv seinen Stempel aufzudrücken. Noch mal mit einer ganz anderen Tonalität dazwischenzufunken, oder mit ein paar kommerziellen Feelgood-Montagen zu aktuellen Hits, damit das Ding auch zündet bei den Kids. Was wackligere Egos durchaus machen würden. Der Autor Wolfgang Herrndorf hat die deutsche Teeniekomödie ja nicht zufällig zeitlebens ziemlich gehasst.

Fatih Akin allerdings ist da ganz ungefährdet. Wer zwischen Deutschland und der Türkei schon mehrmals mit dem Kopf durch die Wand und wieder zurück ist, hat irgendwann einfach die Ruhe weg. So hat er kurzfristig von David Wnendt übernommen, der in letzter Sekunde nicht mehr konnte oder wollte. Akins Regie stellt nun beiläufig klar, warum Handwerker einer gewissen Souveränitätsstufe, die sich in den Dienst einer Sache stellen, irgendwann Meister genannt werden.

Ansonsten spricht, in erstaunlicher Konsequenz, Wolfgang Herrndorf selbst. Sogar in Zweifelsfällen, wo man nachschlagen muss, findet man den Satz oder das Detail oft tatsächlich. Es laufen zum Beispiel selbst im Buch bereits die White Stripes, als Tschick zum ersten Mal mit dem rostigen alten Lada vorfährt. Im Film laufen sie auch, aber eben nicht der erwartbare Superhit fürs Mitgröl-Stadion. Sondern, verhaltener und zugleich unaufhaltsamer, die richtige Dosis Aufbruch im Riff, der Song „Ball And Biscuit“.

Und dann ist Maik natürlich nervös, weil das Auto geklaut ist, und Tschick sagt, es sei nur ausgeliehen, und wegen der Fingerabdrücke brauche man sich nun wirklich keine Sorgen zu machen, das sei „Fernsehscheiß“. Alles Herrndorf. Den schicksalhaften Satz, der dann kommt, spricht Anand Batbileg überraschend verhalten aus, beinahe lyrisch: „Komm Maik, wir fahr'n um den Block.“ Dann schiebt er noch so ein winziges, nur angedeutetes Lächeln hinterher, das aber so rührend und verheißungsvoll ist, dass man wirklich einfach einsteigen muss.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wie die beiden nun losfahren, um erst bei der Party von Super-Tatjana, bei der sie als Einzige nicht eingeladen sind, noch einen Auftritt mit qualmenden Reifen hinzulegen, und dann über Rahnsdorf nach Süden zu brettern, Richtung „Walachei“ – das folgt nicht nur getreulich der Spur des Romans. Es sieht auch einfach sehr gut aus – die schnurgeraden, Weizenfelder zerteilenden Landstraßen des Ostens, die einsamen Kreuzungen zwischen Kühen, Maisfeldern und Windkraftanlagen, an denen die Frage, wo eigentlich Süden ist, grundsätzlich nach Gefühl entschieden wird.

Dazu läuft dann tatsächlich in voller Lautstärke „Ballade pour Adeline“ von Richard Clayderman, leicht eiernd. Für die Musikanlage des Lada gibt es nur dieses eine verstaubte Kasette, was will man machen. Und wenn man sich in Erinnerung ruft, wie Herrndorf in seinem Schreibens- und Sterbensblog „Arbeit und Struktur“ sich noch wie ein Schnitzel über diesen Einfall gefreut hat, dann ist es schon wirklich groß, das jetzt genau so zu sehen und zu hören. Da liegt dann fast ein kosmisches Lächeln über der Szene.

In demselben Blog gibt es auch den Eintrag vom Oktober 2010: „Drei Wochen ist ‚Tschick‘ raus, und in keiner Buchmessenbeilage und keiner Zeitung. Es ist mir nicht so gleichgültig wie früher.“ Kaum mehr vorstellbar, dieser Außenseiterstart – besonders nicht heute, sechs Jahre später. Sechs Jahre, in denen „Tschick“ und der ganze Herrndorf überhaupt in absoluter Rekordzeit den Weg in die Kanonisierung, Deutschstundisierung, ja beinahe schon Sakralisierung durchlaufen haben.

So kommt die Verfilmung quasi im allerletzten Moment, um noch als Phänomen einer bestimmten Zeit durchzugehen, in der auch der Roman selber spielt. Ein paar Jahre mehr, und man hätte das Ganze gefühlt schon zu den Ewigkeits-Klassikern der Jugend sortieren müssen, in einen Stapel mit Robert Louis Stevenson und Mark Twain. Wobei die Ehrfurcht, die mit diesem Status einhergeht, auch hier bereits spürbar ist. Zum Glück: Manche Dinge sind, so wie sie zwischen zwei Buchdeckeln stehen, im Kino einfach nicht mehr verbesserbar.

Etwa der Dialog, bei dem Maik und Tschick nachts auf einem Feld liegen und zu den Sternen schauen und über das Weltall philosophieren. Ihr Fluchtpunkt ist dabei ausgerechnet Paul Verhoevens Space-Insekten-Gemetzel „Starship Troopers“ – ein Film, der im Klassenzimmer der Filmgeschichte derzeit noch in der Strafecke für

ungezogene kleine Faschisten steht. Weshalb es für den Eigenhirnbenutzer und notorischen Cineasten Herrndorf eine diebische Freude gewesen sein muss, ihn in dieser Szene zu platzieren.

Und dann fügt Fatih Akin dieser Szene, in der die zwei irdischen Ausreißer zwei junge Weltraum-Insekten imaginieren, Lichtjahre entfernt, die ebenfalls rebellisch zu den Sternen schauen und wider alle Vernunft an die Existenz von Menschen glauben, noch einen kleinen Touch hinzu. Nämlich die Spitze eines Windpark-Rotors, der alle paar Sekunden durch den Sternenblick rauscht. Und man muss zugeben: Das passt sogar noch besser zur verquerten Romantik dieser Nacht als die Holunderbüsche, die bei Herrndorf stehen.

Natürlich müssen später auch ganze Kapitel wegfallen, wie das eben so ist, wenn man einen Sommer auf schlanke 93 Minuten verdichten will. Aber alles Wesentliche ist enthalten – etwa die unvergessliche Müllkippenkönigin Isa, die Mercedes Müller ziemlich gut verkörpert, mit einem Funken Irrsinn in den sehr blauen Augen. Wenn es überhaupt einen programmatischen Unterschied zum Roman gibt, betrifft er am Schluss die Frage der Zukunftsträume. Herrndorf entlässt seine Leser mit dem Gefühl, dass für Maik und Tschick das Wünschen schon noch helfen wird. Akin ist da sogar eine Spur strenger. Auch das ist bemerkenswert an dieser schönen Adaption – dass man dem Kino hier nicht vorwerfen kann, am Ende doch nur wieder die windelweiche Wunschmaschine zu sein.